



Berlin, den 12. März 1904.

Ist das Paradies gefunden?

Am Lande des einstigen biblischen Paradieses behauptet Herr Friedrich Deligisch einige Wochen sich aufgehalten zu haben; und er giebt uns einige Aufschlüsse über diese Gegend, die ihm keineswegs allzu paradiesisch erschienen ist. Er ist nicht im Paradies geblieben, obgleich kein Mensch, nicht einmal ein Gott, ihn daraus vertrieben hatte; kein himmlischer Gendarm (hebräisch: Cherub) hatte ihm seine Pässe abverlangt. Den Titel meiner Betrachtung entnahm ich einem gelehrten Buch, auf dessen Umschlag zu lesen war: „Wo lag das Paradies?“ Auf diese etwas indiscrete Frage antworteten manche Gelehrte: „Das weiß ich nicht.“ Andere sagten „In Utopien“. Seit Jahrhunderten haben es viele Leute gesucht und nie gefunden. Einzelne wollten das irdische Paradies sogar zwischen Himmel und Erde suchen. Herr Deligisch war viel rascher am Ziel als Milton einst: für ihn war das Paradies auf Erden. Der Garten Eden, der Lustgarten (nicht der berliner), Mesopotamien, das Land der zwei Ströme Euphrat und Tigris. Denn hebräisch heißt dieser Ort Gan Eden und in Keilschriftenschriften des unteren Mesopotamien Kar Dunyas, ein elamitisches Wort, welches „Graben des Herrn der Erde“ bedeutet. Wenn man nun, was geographisch möglich, aber falsch war, Gan-Dunyas las, so konnte man mit einem mehr oder minder passenden Kalauer darin die biblische Bezeichnung des „einstigen“ Paradieses erblicken, wo Adam und Eva das große Unrecht begingen, in eine Frucht zu beißen, die weder ein Apfel noch sauer war. So wurde die Erbsünde geschaffen und dadurch die etwas späte Erlösung vorbereitet. Daß nun in der Geneis, die vom „Lustgarten“ spricht, nicht allein der Euphrat und der Tigris ge-

nannt werden — die allerdings auf das Zwischenstromland schließen lassen —, sondern daß dieser Text noch von Pison und von Sihon redet, berührt Herr Deligsch nicht. Allerdings hat man von je her in diesen beiden Strömen den afrikanischen Nil und den asiatischen Džus erblickt, worauf auch die von diesen fernem Strömen herkommenden Gegenstände sprechen; aber wozu giebt es denn Etymologen? In ganz kleinen Flüssen Mesopotamiens sind Pison und Sihon zu suchen. Sie findet denn auch Herr Deligsch; und so geht er getrost nach dem einstigen Paradies, verläßt es wieder und trifft glücklich mit direkter Fahrkarte vom Paradies her auf dem Anhalter Bahnhof ein.

Im Paradies giebt es ja keine Namen mehr; jede Persönlichkeit ist abgestreift und von Plagiaten erster, zweiter und dritter Klasse kann deshalb nicht mehr die Rede sein. Diese Klassen sind anderer Ordnung als die auf Eisenbahnfahrkarten angegebenen. Ein Plagiat erster Klasse begeht, wer einfach die Entdeckungen Anderer weiterverbreitet, ohne die Urheber zu nennen; in die zweite Klasse gehört, wer den Autor nur nennt, wenn er ihn im Irrthum glaubt; die dritte ist Denen eingeräumt, die sich der ganzen Sache bemächtigen — die sie selbst niemals gefunden hätten — und nun das gerade Gegentheil von den Errungenschaften des Anderen zu beweisen suchen. Alle drei Klassen sind in dem Aufsatz des Herrn Deligsch vertreten.

Mir wirft Herr Deligsch vor, ich hätte mich von Herodot in die Irre leiten lassen. Ich bin sehr stolz auf die Ehre dieser Erwähnung und sehr glücklich, daß ich nicht beschuldigt ward, Herodot in die Irre geleitet zu haben. Es handelt sich um die Ausdehnung Babylons; die deutsche Expedition, die ohne genügende klassische Vorbereitung Europa verließ und, ohne die richtigen Quellen zu kennen, nur Mauern suchte und auch fand, sah in einem Bezirk der ungeheuren Stadt das ganze Babel. Diesen unverzeihlichen Irrthum verteidigt Herr Deligsch, ohne einen Grund für die von allen Augenzeugen verurtheilten Behauptungen anzugeben. Er sagt:

„Wir halten es jetzt für kaum mehr begreiflich, daß wir uns von Herodot Jahrhunderte hindurch einreden ließen, Babylon habe einen Umfang von neunzig Kilometern gehabt, also einen Raum bedeckt, auf dem London und Paris neben einander Platz hätten, und sei rings umschlossen gewesen von einer Mauer von der Dicke der Front eines zehn- bis zwölfsterigen Hauses und einer Höhe, die dem Thurme der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin entsprechen würde. Aber wir mußten es um so sicherer glauben, als Jules Oppert von der französischen Expedition (1851 bis 1854) einen Plan Babylons heimgebracht hatte, der durch allerlei kleine, drüben vorgefundene und vermeintlich Thore und Thürme bezeichnende Hügel die Angaben Herodots durchweg bestätigte. Wir wissen jetzt endgiltig, was längst vermuthet worden war, daß auch Oppert durch Herodot sich hat täuschen lassen. Denn die erhaltenen Ueberreste Babylons bezeugen handgreiflich, daß der Umfang der babylonischen Hauptstadt nur fünfzehn Kilometer betrug, Babylon also so groß war wie etwa München oder Dresden;

eine für eine orientalische Stadt immerhin sehr bedeutende Größe, zumal wenn wir bedenken, daß an die eigentliche Stadt sich noch Vorstädte und ausgebreitete Pflanzungen angeschlossen. Dank den deutschen Grabungen kennen wir die Topographie Babylons bereits „ziemlich genau.“

Aber noch lange nicht genau genug. Es ist kaum möglich, etwas Schülerhafteres zu lesen als diese Sätze des Paradiesreisenden. Es ist die selbe Unkenntniß der klassischen Autoren, die sich überall in den Schriften des Herrn Deligiſch zeigt und von der ich, wenn ich Herodots, des Irleiters, Wahrheitliebe beweise, einige Proben geben werde. Ist es denn Herodot allein, der von der Größe Babylons redet? Alle Autoren stimmen mit dem Vater der Geschichte überein. Ktesias, alle Geschichtschreiber Alexanders, unter denen ich Klitarch, und alle späteren wie Diodor, Strabo, Josephus, Eusebius, die Verofus und Abydenus citire, der ernste Strabo, Dio Cassius, der Trajans Zug beschrieb, Drosius, Philostratus und viele Andere, die sämtlich Herodots Angaben bestätigen, da sie den Umfang der Stadt auf 400, 385, 365, 360 Stadien schätzen. Doch vor Allen gehört zu Denen, die sich unbegreiflicher Weise täuschen ließen, auch der große Aristoteles. In einem der bedeutendsten Bücher, die je geschrieben worden sind, der „Politik“ (III,1), sagt dieser große Denker: „Augenscheinlich macht man mit Mauern noch keine Stadt: wir brauchten dann ja nur den Peloponnes mit einer Mauer zu umgeben. Einer solchen Stadt ähnelt wohl Babylon und jede andere von einem Umkreis, der eher ein Volk als eine Stadt umfaßt.“ So urtheilte Aristoteles, der doch wohl Etwas von der Residenz seines Schülers wissen konnte. Dieses Zeugniß ist wichtiger als alle anderen und wiegt selbst schwerer als die Darstellung in den Schriften über die sieben Wunderwerke der Welt, zu denen die Griechen die Mauern und die hängenden Gärten Babylons rechneten. Mit großem Selbstbewußtsein erklärt freilich Herr Deligiſch, wir wüßten jetzt endgiltig das Gegentheil. Man kann darauf einfach erwidern: Die deutsche Expedition hat bis jetzt gar nichts gefunden, was die einstimmige Aussage aller antiken Zeugen entkräften oder auch nur erschüttern könnte. Sollte sie wirklich noch bedeutsame Entdeckungen machen, was ihr bis jetzt (wir dürfen sie dafür nicht tadeln) nicht geglückt ist, so können diese Entdeckungen nur die Wichtigkeit der antiken Angaben bekräftigen und des Reisenden Pausanias Worte bestätigen, daß Babylon die größte Stadt sei, die jemals die Sonne in ihrem Lauf beschien.

Die Aussagen der Römer stimmen mit denen der Griechen überein. Wir wollen uns hier nicht mit Quintus Curtius, Plinius, Solinus, Trogus Pompejus und Drosius beschäftigen, dem Leser aber den Wortlaut der Stelle des Vaters der Geschichte vorführen. Herodot sagt:

„In Assyrien giebt es viele große Städte: die berühmteste und die stärkste aber und die Stadt der Könige war, nach der Besitzung von Ninive, Babylon.

Diese Stadt liegt in einer weiten Ebene und bildet ein Viereck, von dessen Seiten jede 120 Stadien lang ist (23 km), so daß der Umfang der Stadt sich auf 480 Stadien (92 km) beläuft. Das ist die Größe der babylonischen Stadt, die geschmückt war wie keine andere Stadt, von der wir Kenntniß haben. Erstens umgibt sie ein tiefer und breiter, mit Wasser gefüllter Graben; dann ist sie von einer Mauer umringt, die 50 Königsellen breit und 200 hoch ist. Die Königselle ist um drei Finger größer als die gewöhnliche Elle. Man muß dann erzählen, wie die Erde des Grabens verwendet und wie die Mauer gebaut wurde. Indem man den Graben schaufelte, formte man zu gleicher Zeit die Ziegel aus der so gewonnenen Erde; wenn man eine hinreichende Anzahl Ziegel hatte, brannte man sie in Oefen. Dann benutzte man das heiße Erdpech als Ciment, und sobald man je dreifig Ziegelschichten aufgehäuft hatte, verband man sie mit einer Rohrschicht; so baute man zuerst die Mauerwand, den Rand des Grabens und dann die Mauer in der selben Weise. Oben auf der Mauer erbaute man Häuser von einem Stabwerk, deren Ausgänge einander gegenüber lagen. Zwischen diesen Baumerken ließ man so viel Platz, daß ein Biergeschloß sich drehen konnte. Rings um die Mauer sind hundert Pforten, alle aus Bronze, und Pfosten und Oberschwelle aus dem selben Metall. . . . Der Fluß, der sie durchfließt, theilt die Stadt in zwei Theile. . . . Es sind zwei Hälften; denn der Strom, der Euphrat heißt, fließt gerade in der Mitte. Er kommt aus Armenien, ist breit, groß, rasch und mündet in das erythräische Meer. Die beiden Winkel der Mauer sind bis an den Fluß fortgeführt. Die Biegungen dieses Flusses sind zu beiden Seiten durch einen Quai gebrannter Ziegel eingedämmt. Diese Stadt, in der viele drei- und vierstöckige Häuser zu sehen sind, wird von geraden und einander kreuzenden Straßen durchschnitten, die auf den Fluß münden. . . . Die Mauer ist gewissermaßen ein Panzer. Innerhalb läuft eine andere Ringmauer, die nicht viel schwächer, aber schmaler ist. In der einen der durch den Fluß getheilten Hälften erhebt sich die Königsburg; eine große und starke Umwallung schützt sie. In der anderen Hälfte bestand zu meiner Zeit noch das Heiligthum des Zeus Belus; es ist vierseitig und umschließt zwei Stadien. In der Mitte dieses Heiligthumes ist ein massiver Thurm gebaut, ein Stadium lang und breit; auf diesem Thurm steht ein anderer, auf diesem wieder einer: im Ganzen sind acht Thürme. Außen ist ein alle Thürme umkreisender Aufgang; in dessen Mitte ein Platz mit Sitzen zum Ausruhen, auf denen die Hinansteigenden rasten können. In dem letzten Thurm ist ein nicht großer Tempel; darin steht ein großes, breites Bett und daneben ein goldener Tisch; eine Statue ist dort nicht zu finden. In der Nacht verweilt hier kein Mensch außer einer Frau, die der Gott aus der Bevölkerung erwählt hat; so behaupten die Chaldäer, die Priester dieses Heiligthumes sind. Diese Leute sagen — was mir nicht glaubwürdig scheint —, daß der Gott selbst diesen Tempel besucht und auf diesem Bette ausruht; Kehnliches hört man ja in Theben, in Egypten. Auch in dem Heiligthum des Zeus von Theben weilt eine Frau; und beide Frauen dürfen keine Gemeinschaft mit Männern haben. So soll es auch in Patara in Lykien zugehen, wo eine Sacerdotin des Gottes weilt, wenn er naht; denn sonst wäre dort kein Orakel zu finden. Auch diese Frau wird nachts in den Tempel eingeschlossen. In dem babylonischen Heiligthum ist aber noch unten ein Tempel mit einem

großen goldenen Bilde des sitzenden Zeus; daneben steht ein großer, goldener Tisch, ein Schemel und ein Sessel aus Gold; das Alles, sagen die Chaldäischen Priester, ist aus 800 Talenten Gold gemacht. Außerhalb des Tempels ist ein goldener Altar, auf dem nur Milchthiere geopfert werden dürfen; für die Schafopfer ist ein anderer großer Altar errichtet. Auf dem größeren Altar bringen die Chaldäer alljährlich, wenn sie das Fest dieses Gottes feiern, Weihrauchopfer im Werth von tausend Talenten. In diesem Bezirk gab es damals noch eine zwölf Ellen große, massiv goldene Säule. Ich habe sie nicht gesehen und berichte nur, was die Chaldäer sagen. Diese Statue wagte Darius, des Hytaspes Sohn, nicht zu nehmen, obgleich er es darauf abgesehen hatte. Kerges, des Darius Sohn, raubte sie aber und tötete den Priester, der ihm verboten hatte, sie wegzunehmen. In solcher Art ist dieses Heiligthum geschändet; es giebt aber noch viele andere Weihgeschenke.“

Ich ließ Herodot selbst reden, um zu zeigen, wie wahrhaftig der Bericht dieses Augen- und Ohrenzeugen klingt. Auch bestätigt Nebukadnezar selbst (und was will man mehr?) die Aussagen des Hellenen. Nach den Keilschriften dieses Königs betrug der Umfang 490 Stadien (ammatgagar; 98 Kilometer) und der Flächenraum 4000 große Morgen zu dreizehn Hektaren. Das sind gerade 520 Quadratkilometer; ungefähr die Ausdehnung des Seinedepartements. Die Rechnung stimmt. Nach dem Aberglauben des Orientalen, der kein Quadrat zuläßt, sondern es stets in quadratähnliche Rektangel umwandelt, bildete Babel ein Rektangel von 120 Stadien Breite und 125 Stadien Länge. Herodots kleiner Irrthum ist sehr verzeihlich, denn auch Nebukadnezar giebt für den Flächenraum nur 4000 (statt $4166\frac{2}{3}$) große Morgen an. Jedenfalls bestätigt der Erbauer der Mauer selbst die Angabe Herodots unzweideutig.

Von den hängenden Gärten, einem Wunderwerk der Welt, von den anderen Tempeln, dem Grab des Belus, den übrigen Königsburgen spricht Herodot nicht. Ihn bestach der Thurm mit den acht Stockwerken, das Heiligthum Ezida, der große Tempel von Borsippa, heute die gewaltige Ruine Birs Nimrod. Die Ausgrabungen des Sir Henry Rawlinson beweisen, daß sie einst der Stagenthurm war, der auf der anderen — Das heißt: der rechten, arabischen — Seite des Euphrat von Herodot beschrieben ist. Dagegen sprechen Strabo, Diobor und der Verfasser der sieben Wunder über die hängenden Gärten, die einen Wald auf einer Terrasse bildeten und zu denen das Wasser durch Turbinen hinaufgepumpt wurde. Er lag nach Strabo am Ufer des Flusses und ist in einem Theil des Trümmerhaufens Amran ibn Ali zu suchen, an dem einst der Euphrat vorbeifloß. Das Grab des Belus, von dem Strabo spricht und das er als eine Pyramide bezeichnet, ist die heutige Babil; Kerges zerstörte sie, als er von Griechenland zurückkehrte, um sich an den Chaldäern zu rächen, die sich während seiner Ab-

wesenheit unter einem gewissen Samas-Erba von dem persischen Joch unabhängig gemacht hatten. Alexander ließ zwei Monate lang zehntausend Mann an dem Begeräumen des Schuttes arbeiten; seine Krankheit und sein Tod verhinderten den Wiederaufbau des großen Denkmals. Daß dieses Grab der Tempel Esaggil war, ist höchst wahrscheinlich; auf keinen Fall birgt es die Ruine der hängenden Gärten, da Babil niemals vom Euphrat berührt war.

Herodot spricht aber noch von Brücken, die beide Stadthälften verbunden und die auch Philostratus erwähnt. Auch in den Inschriften Nebukadnezars findet man eine Erwähnung dieser Bauwerke, die die beiden Ufer aber wohl nicht allein in der Königsburg, der Akropolis, verbunden. Denn neben der Königsburg, den angrenzenden Gärten, dem Tempel Merodachs, den hängenden Gärten, dem Grab des Belus und den anderen Tempeln in der Umgebung blieb fast gar kein Platz für die gewaltige Bevölkerung. Wo sollen denn die Straßen gewesen sein, die parallel und direkt auf den Strom zuliefen, wo die Brücken, die einen regen Volksverkehr vermittelten? Die eigentliche Stadt Babylon war südlich von der Königsburg, an der Stelle des heutigen Hillah.

Alle Zeugnisse beweisen endgiltig, daß es unmöglich ist, die ganze Stadt Babylon in die fünf Kilometer der Akropolis einzuwängen. Sie ist nur eins der beiden Forts, von denen Plutarch im Leben des Demetrius redet. Die äußere Mauer wurde von mir nur tracirt, nachdem ich 1500 Quadratkilometer durch 3000 Triangel trigonometrisch aufgenommen hatte. Ich habe die Details in meiner Expedition en Mésopotamie besprochen, die Winkel und Seiten mitgetheilt und all diese Einzelheiten wären zu widerlegen, ehe man daran denken könnte, die Vermuthungen der deutschen Expedition als richtig anzunehmen.

Man wird mir verzeihen, wenn ich, ehe ich aufhöre, von mir selbst zu sprechen, in meinem eignen Namen, und in dem meiner Hochschätzung, mich gegen die bescheidene Zurückhaltung verwahre, die Herr Deligisch zeigt, wenn er von den Verdiensten Anderer spricht. Unter der Rubrik „Assyriologen“ werden sorgfältig die Namen all Derer verschwiegen, die Herrn Deligisch zur Entzifferung seiner Keilinschriften verholfen. Herr Professor Karl Bezold hat in einem Vortrag über „Die babylonischen Keilinschriften“ ehrlich Jedem gegeben, was ihm gebührt. Das ist auch gescheiter. Alle verständigen Leute werden sagen: „Herr Karl Bezold ist ein ehrenwerther Mann“.

Man wird mir erlauben, dem Beispiel des Herrn Deligisch zu folgen und von mir zu schweigen. Kehren wir zu Herodot, meinem Irrführer, zurück. Wir dürfen es um so eher, als die Beweise für die wirkliche Ausdehnung des alten Babylon in meiner Expedition en Mésopotamie auf mehr als hundert Quartseiten mit allen Citaten, Berechnungen und Auf-

nahmen verzeichnet sind. Dort mögen Alle, die sich für topographische Fragen interessieren, es nachlesen; ich irre wohl nicht in der Annahme, daß es nur wenige hierfür Interessirte giebt. Die Darstellung örtlicher Verhältnisse pflegt nur Den zu fesseln, der diese Orte selbst besucht hat; für alle Anderen haben solche Diskussionen ein sehr geringes Interesse.

Zurück also zu Herodot. Er wird angeschuldigt, die Einnahme Babylons durch Cyrus unrichtig dargestellt zu haben; denn der Perserkönig sei unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt eingezogen. Das soll aus Stellen einer Thongefäßinschrift bewiesen werden, die aber zerbröckelt und sehr schwer zu entziffern ist. Davon, daß die Bevölkerung bei der Einnahme Babels gejubelt habe, sagt die Inschrift gar nichts. Die babylonische Chronik dagegen berichtet, daß am dritten Marcheswan, dem einunddreißigsten Oktober 539 vor Christus, die Wege schwarz gewesen seien. Cyrus war nämlich, nach Herodots sehr wahrscheinlicher Erzählung, in dem Bette des abgeleiteten Euphrat in die Stadt gedrungen, und zwar so überraschend, daß ein Theil der großen Stadt, der südliche natürlich, Feste feierte, während der nördliche schon genommen war. Da Herodot die Verlicktheit genau kannte, hätte ihm Solches Niemand aufzubinden vermocht, wenn die Stadt so klein gewesen wäre, wie jetzt „endgiltig“ behauptet wird. Um die ganze Darstellung Herodots zu würdigen, muß man noch bedenken, daß er, als er den letzten Zug des Cyrus erzählt, hinzufügt, von all den sehr verschiedenen Berichten über den Tod des Perserkönigs scheine ihm dieser der glaubwürdigste.

Die Geschichte des Kambyses wird von Herodot so erzählt, wie die Dokumente, namentlich die große Felseninschrift des Darius zu Behistun, sie darstellen. Nun werden gegen die Art, wie Darius Babylon erobert haben soll, Einwände erhoben; nur sechs Tage, nicht zwanzig Monate lang, wie Herodot berichtet, habe er die Stadt belagert. Auch diese Behauptung des Herrn Deliusch ist falsch und man muß über seine Unkenntniß der altpersischen und babylonischen Berichte staunen, die das gerade Gegentheil beweisen. Wir kennen von den vielen datirten Thontafeln her diese ganze Zeit chronologisch so genau, daß hier ein Irrthum gar nicht möglich ist. Die Inschrift des Darius in Behistun bestätigt alle aus anderen Quellen bekannten Angaben.

Die Forschung nach dem altpersischen Kalender, den genauen Daten der Inschriften von Behistun und den Daten der babylonischen Kontrakte hat mir die folgenden Angaben gesichert. Am neunten März 521 vor Christus hatte sich der Magier Gaumates, der falsche Smerdis, in Pasargada erhoben, am dritten April war er König. Am siebenten Oktober wurde der Magier in Sikkachatis in Ricocia in Medien ermordet und Darius, Sohn des Hystaspes, ward König. Vorher schon hatte sich ein gewisser Hidintabel für Nebukad-

nezar, Sohn des von Cyrus beseitigten Nabonid, in Babylon zum König erklärt, die persische Herrschaft abgeschüttelt und sich zum Widerstand gegen sie gerüstet. Sehr bald danach zog Darius gegen den Usurpator, schlug ihn am sechszwanzigsten Dezember 521 am Tigris und sechs Tage später bei Bazana am Euphrat. Nidintabel schloß sich in Babylon ein, das Darius belagerte, und ein Dokument von Nebuladnezar, König von Babylon, vom sechzehnten Tisri (fünfundzwanzigsten Oktober 520) bezeugt, daß zu dieser Zeit, also zehn Monate nach der Schlacht bei Bazana, die Stadt noch nicht im Besitz der Perser war, die sich allerdings, wie ein Dokument vom achten Adar (dreißigsten März) 519 bezeugt, im Anfang des Jahres 519 der großen Stadt bemächtigt hatten. Das wäre fünfzehn Monate nach der Einschließung Babylons geschehen; wahrscheinlich aber war die Stadt schon früher in die Gewalt des Großkönigs gekommen, da die persischen Gewährsmänner Herodots zwanzig Monate vor der Herrschaft des Usurpators Pseudoismerdis rechneten. Also hat die Belagerung wirklich sehr lange gedauert, Herodot ist gerechtfertigt und der Angriff des Herrn Delisch absolut unentschuldigbar.

Der griechische Geschichtschreiber gab die Erzählung seiner Gewährsmänner einfach wieder; war sie unrichtig, so litt unter solcher Ungenauigkeit natürlich auch seine Darstellung. Daß der Perser Zopyrus sich Nase und Ohren abgeschnitten habe, um dadurch die Babylonier zu bewegen, ihm einen Posten bei der Vertheidigung der Stadt anzuvertrauen, mag übertrieben sein und erinnert nur zu sehr an die Geschichte vom Verhalten Sinons den Trojanern gegenüber. Aber etwas Wahres ist wohl daran; denn ohne Rath konnte Babylon überhaupt nicht genommen werden. Die weiten Kornfelder innerhalb der Umwallung schützten vor Hungernoth und Wasser gab es im Euphrat und in dessen Nebenflüssen genug. Auch in diesem Fall enthält Herodots Bericht einen Kern von Wahrheit. Zu dieser Annahme berechtigt uns die Richtigkeit anderer Angaben Herodots, die mit Absicht ignorirt werden. Der Grieche giebt die Namen der sechs Verschwörer, die dem Darius bei der Ermordung des Magiers Hilfe leisteten: Intaphernes, Otanes, Megabyzus, Gobryas, Hydarnes und Aspathines. Darius nennt die selben Namen, nur statt des letzten Aedymanes, Sohn des Ohus. Aber auch hier zeigt sich, trotz dem unrichtigen Detail, die Wahrheitsliebe Herodots: denn Aspathines war allerdings eine dem Darius nahstehende Persönlichkeit; sein Bildniß sieht man auf dem Grabmal des Darius in Raffsch-i-Rustam. Der Irrthum ist dem Gewährsmann Herodots zuzuschreiben. Der Historiker Kleias gab ganz andere Namen. Daß Herodot Recht hatte, bezeugt der am Morde Betheiligte selbst. So sagt Kerkas bei Herodot (VII 1), als man ihm abrathen will, gegen Hellas zu ziehen: „Ich müßte ja nicht von Darius abstammen, des Hytaspes Sohn, des Arjames, d. s. Ariaramnes, des Teispes, und von der

Tochter des Cyrus, des Ramhyses, des Cyrus, des Teispes, des Achaemenes Sohn.“ Beide Genealogien sind die von Darius und Cyrus selbst angegeben. Wo wir ihn kontrolliren können, stimmen Herodots Angaben in der überwiegenden Mehrheit aller Fälle mit den Originalangaben überein.

Freilich verwechselt Herodot nicht das Kulturvolk des elamitischen Riffen mit dem räuberischen Bergvolk der Kossäer. Wie Aeschylus, giebt auch Herodot den assyrischen Namen Kassu durch Kiffia wieder; und er hat kein Buch über „die Sprache der Kossäer“ geschrieben. Herodot hat auch nicht Hammurabi, König von Babylon, den Elamiten, mit dem sumerischen König Amarpal, König von Sinear oder Sumer, dem Amraphel der Genesis, verwechselt. Dieser gehörte zur Dynastie von Ur, unter der Abraham Chaldaea verließ. Daher kann Abraham, der drei Jahrhunderte später, als Zeitgenosse Amraphels, lebte, wohl schwerlich der Freund des Patriarchen Israels gewesen sein. Also wäre Herodot doch nicht der Einzige, der irren konnte und geirrt hat. *Ilacos muros intra peccatur et extra.* In den Angaben über die Ausdehnung Babylons, das er aus persönlicher Anschauung kannte, hat er sich aber nicht getäuscht und Andere haben sich von ihm nicht „Jahrhunderte lang“ täuschen lassen.

Als Herr Delizsch die Glaubwürdigkeit Herodots anzweifelte, scheint er, wie dem Sachkenner sofort auffällt, nicht das Geringste von den Kritikern gewußt zu haben, denen der Vater der Geschichte schon im Alterthum ausgesetzt war. Freilich wird ihm nicht, wie dem Ktesias und Anderen, Lügenhaftigkeit vorgeworfen; aber wir besitzen eine dreihundvierzig Kapitel umfassende Abhandlung Plutarchs, die den Titel trägt: „Ueber die Böswilligkeit Herodots“ (*Ἐπι τῆς Ἡροδότου κακοβουλίας*). In dieser Schrift wirft Plutarch dem Geschichtschreiber namentlich Mangel an Wohlwollen für die Athener, Lakedaemonier, Korinther, Römer vor; er kommt auch mehrmals auf Leonidas und die Thermopylen zurück, spricht flüchtig von Cyrus, Krösus und Dejosos, erwähnt aber Babylon mit keiner Silbe. Auch in seinem übrigen Schriften spricht Plutarch nicht von Herodots Schilderung der Riesenstadt, woraus doch wohl hervorgeht, daß der gelehrte Grieche nichts gegen die Aussagen des Augenzeugen einzuwenden hatte.

Ich komme zum Schluß. Babylons Umwallung schloß wirklich einen Flächenraum von mehr als fünfhundert Quadratkilometern ein; und zwar nicht nur Stadttheile mit Straßen und drei- und vierstöckigen Häusern, sondern gerade zum größten Theil auch Kornfelder und Haine, die für damalige Verhältnisse die Stadt uneinnehmbar machten. Die Thore ließ der persische Eroberer herausnehmen und die äußere Mauer niederreißen. Dieses Mauerwerk wurde bei der Eroberung der Städte Seleucia, Ktesiphon und Bagdad benutzt und ist, einst eins der Weltwunder, unserem Auge entschwunden. Auch die

Römer staunten über die Ausdehnung der Stadt, von der Aristoteles sagte, sie sei eher ein Land als eine Stadt zu nennen. Die große Ebene, die der Euphrat bespült, erlaubte solche Ausdehnung der vielbeneideten, geschmähten großen babylonischen Mure. Die Bauten von Babel hatten kein so günstiges Schicksal wie die in ihrer Art noch gigantischeren Bauwerke Egyptens; sie sind nicht auf unsere Zeit gekommen. Das beweist natürlich nichts gegen ihre einst gewaltige Größe. Wer sich nun von Herodot und Aristoteles nicht täuschen lassen will, Der muß sich freilich dazu verstehen, mit hoch und höher tönenden Worten, mit hoch und höher strebenden Phrasen fromme Seelen zufrieden zu stellen. Das ganz unhistorische, seine eigenen, alle biblischen und profanen Zeugnisse widerlegende Buch Daniel bietet dazu den besten Anlaß. Dann aber müssen wir auch verlangen, daß man uns „endgiltig“ die Stelle der Grube zeige, in der Daniel mit dem liebenswürdigen Löwen eine überaus herzliche Zusammenkunft hatte; daß man die Reste des feurigen Ofens auffinde, in dem die drei Männer sangen und den Wächter bitten mußten, doch die Thüren zu schließen, um sich nicht durch die störende Zugluft einen Schnupfen zu holen; endlich, daß man den Platz angebe, wo einst der hochmüthige Nebukadnezar in seinem Wahnsinn sieben Jahre lang wie ein Ochse Gras fraß.

Paris.

Professor Dr. Julius Oppert,

Mitglied des Institutes von Frankreich und der preussischen
Akademie der Wissenschaften.



Nachtgespräch im Park von Weimar.

Der Wipfelpark von Weimar troff unter der schweren Masse eines langen Regentages. Durch das Weinen des abendlichen Blätterwaldes, eingewiegt von dunkler Melodie der Schwermuth, schritt ich unter den altberühmten Bäumen hin. Ich war traurig in meiner Seele, wie Himmel und Landschaft.

Weimar! Eine Klangfülle, eine Akkorden- und Gedankenfolge drängt sich für den phantasiereichen Geist zusammen in ein einziges Wort. Vom Ertrinkenden sagt man, daß er sein Leben bis in alle Einzelheiten in blühender Sekunde überschauet; in einem minutenlangen Traum erlebst Du verwickelte Ereignisse. Für die Pythagoräer und andere Mystiker, etwa die Seherin von Prevorst, ließ sich eine umständliche Anzahl von Dingen, Werthen und Wesensarten in innerem Schauen zusammenfassen in eine Zahl, in ein Wort; Wort und Zahl waren in Urzeiten eins. Im Tode, sagt die Seherin, steht, nach aller Addition, Subtraktion und Division, das bleibend Werthvolle in einer einzigen magischen Zahl als Resultat Deines Lebens vor dem erhellten inneren Auge. Frage eine Mutter,

die ihr Kind verlor, was sich in ein Wort krystallisiren kann: nenne ihr den kurzen Namen des Kindes, — und eine Summe voll Freud und Leid wird lebendig! So gehen die großen Geister der Menschen in Form eines Namens auf die Nachwelt über; dieser Name ist eine Zahl, ist eine Summe von Werthen. Wie in einem Thautropfen spiegelt sich darin eine vergeistigte Landschaft. Unsere Seele ist ein Brennspiegel: das Weltall ist in uns. Eine große Persönlichkeit ist besonders reine, tiefe, vergeistigte Widerspiegelung des Weltalls, ist eine Zusammenfassung der Schöpfung in einen unendlich kleinen und unendlich großen Menschen-Thautropfen. Der geistreiche Verstandesmensch Taine sagt es einmal, über den kühlen Balzac sprechend, und er formt damit einen deutschen Gemüths-Gedanken, einen Gedanken aus dem Bereich der germanischen Mystik; er sagt: „Unsere Seele ist eine Kristalllinse, die in ihrem Brennpunkt all die glänzenden Strahlen sammelt, die das grenzenlose Universum ausfendet, um sie wieder, wie strahlende Fächer entfaltet, in den unendlichen Raum hinauszuschicken. Das ist die Ursache, warum jeder Mensch ein Wesen für sich ist, vollständig abgefordert, unendlich zusammengesetzt, sozusagen ein Abgrund, dessen Tiefe nur der seherische Blick des Genies oder eine außerordentliche Bildung in ihrem wahren Wesen begreifen können.“

Solch ein Thautropfen ist für den schauenden Menschen das Wort „Weimar“. Mir erweiterte sich plötzlich, als ich in die Thore dieser Welt eintrat, persönliches Herzeleid, das mich aus der Ferne treulich begleitet hatte, zu einer heroischen und seherischen Weltbetrachtung. Das Jdyl, das mich in diesen Tagen im ilmenauer Kinderland leidvoll beglückt hatte, versank nun in eine majestätische Nacht.

Vergeistert schauten aus der Dunkelheit des wunderbar durchwisperten Regenparkes, mehr geahnt als deutlich gesehen, der kleine Tempel, die Felsen des Zimusers, das Rindenhäuschen. Das wasserschwere Wipfelwerk stand als bewegungslose, stumm-lebendige Masse mir zu Häupten. Ohne Ufer, ohne Ende umwogte mich eine Meerfluth von Klagen. „Was willst Du auf diesem verstoßenen Stern? Kehre heim zu Deinen besseren Inseln! Willst Du dem göttlichen Licht zurückerobern solch Sternchen des Unrathes, an dem die Menschheit stärker hängt als Prometheus an seinem Felsen? Willst Du in wimmelnden Rärnerseelen anfassen die leuchtende Ruhe großer Herzen? Wagtest Du, zu hoffen, ein Flammenbündel erobert Menschenherzen mit heinzuschleppen in Lichtreiche des Geistes? Wiebs auf, keh' heim!“

Mancher von uns kennt solche Anfechtungen. Sie sind ein Zusammenfluß von Tiefstimmungen, die man im Einzelnen nicht aufzählen kann. Bei uns Geistesmenschen ist es zumal die Ueberfülle von unnütz und häßlich beschreibnem Papier rund um uns her, die uns oft so muthlos macht. Wir haben das Gefühl, Flammen in uns zu tragen, lichtkräftiger als aller Zeitgeist, schroff andersgeartet als alle Schriftstellerei der Umwelt: und wir sind dennoch genöthigt, in abgegriffenen Worten der Zeit, in der Presse der Zeit einzugehen auf die Kleinlichkeiten der Zeit und neue Aufsätze und Bücher auf die viel zu vielen alten zu häufen. Worte sind unser Werkzeug, Papier unser Mittel: wir müssen haniren mit Dingen, die uns durch ihren Mißbrauch bis zum Grunde der Seele verketet sind. Ich hasse die Literatur, wie nichts auf der Welt. Und ich liebe sie mit der Leidenschaft eines Liebenden. Denn sie ist unsere Möglich-

leit, mit vortrefflichen Köpfen und Herzen in elektrische Verbindung zu treten, Funken der Kraft auszutauschen, die Menschheit zu bereichern und aus dem Widerhall für uns selber wieder Kräfte einzufangen. Das ist unsere tiefe Freude und Das — heute sicherlich — unser viel tieferes Leid. Denn die frieghesten Herzen und Thatmenschen lesen uns nicht und kennen uns nicht, haben keine Zeit für Papier, lieben und leben, leiden, siegen oder vergehen außerhalb der Literatur, fern von uns. Und wenn sie mit uns — Das heißt: unserer Quintessenz, unseres Wesens Duft: einem Buch von uns — zusammenkommen, so verstehen sie vielleicht unsere Sprache nicht. Worte sind trostlos arm, sind trostlos abgeblaßtes Allgemeingut!

Fast frierend schritt ich im Sommermantel menschenleere Pfade hin. Die uralte stattlichen und erfahrenen Bäume der Hauptallee ließen die segnende Fluth mit erhabenem Verständniß über sich ergehen. Die kurzlebigen Halme der Wiesen senkten niedergeschlagen die Köpfe; es ist ihr erster und einziger Sommer; sie sind rasch geknickt, rasch freilich auch wieder ermuntert. In den Blüthen und Stauden ist eine zauberhafte Melodie von huschenden Füßchen und greifenden Armen, ein Springen und Fallen, ein Rischen und Seufzen, ein Hüpfen unsichtbarer Tropfen von Blatt zu Blatt, ein feines Aufklatschen auf die Wasserfläche der kleinen Fl., — und manchmal, dumpf wie ein Trommelschlag in diese Wespenstermusik, ein Tropfenausschlag auf meinen Schirm.

Fahl und erblichen schimmert Goethes weißgeglichtes Gartenhäuschen zu dem nächtlichen Wanderer herüber. Seine Fenster sind tot und erloschen; das Haus still; alles Lachen und Blaubern von ehedem verflogen. Mancher schöne Klang verzitterte dort in der Goldluft des Abends, wenn der kleine Freig von Stein den großen Kinderfreund umsprang, wenn die edle Anmut einer Corona Schröter oder der Herzensreichthum einer erfahrenen Frau von Stein und so manche Spielgesellschaft des heiteren Hofes den Park belebte oder bei Goethe zu Gast war. Heute ist Alles in Nacht verschlungen. Goethe ist tot; Alle, die damals lebten, sind tot.

Goethe „tot“? Ich erschrak fast, daß ich in die Sprache des Werktages einen Augenblick entglitten war. Hier athmete freilich jener Menschen Körper, ja, mit allen Wunderlichkeiten und Ungulänglichkeiten der Spezies Mensch behaftet, hier schrieben und wirkten ihre Hände und Begabungen, hier sprach und hustete und lachte ihre Kehle, hier traten ihre Schuhe und Stiefel auf, — ja, auf eben dem selben Erdreich, auf dem ich jetzt, abseits von den Lebenden, in eine geheimnißvolle Nacht hinaushorche. Seit meinen Knabentagen im Grenzgebirge sind sie mir ungestorben und lebendig, die Großen von Weimar. Schillers tapfere Lebensführung und, in späteren Jahren, Goethes breit-ruhige Weltanschauung waren der Traum meiner Jugend. Sind sie jemals für mich „tot“ gewesen? Die Worte „lebendig“ und „tot“ reichen da gar nicht mehr: sie waren und sind in mir. Was sind für Den, der geistig schaut, Nähe und Ferne, Raum und Zeit, Leben und Tod? Nichts! Alles aber ist Dein Zustand. Sorge, daß Du in den selben Zustand wie jene Großen eintrittst, und Du bist bei ihnen, bist ihr Freund und Bruder, sie sind in Dir und Du bist in ihnen. Und Alle seid Ihr in Gott, im Geist. Jahrhunderte sind ausgewischt: Ihr unterhaltet Euch — nach einem Wort Schopenhauers — über die Thäler hinüber von Berg

zu Berg. Resignos ist² nah; Du erlebst mit ihm die Läuterung des Dreif, die seine eigene Läuterung war, dem Wesen nach nicht unterschieden von Dantes männlicher Läuterung durch Hölle und Purgatorio. Er hatte die Kraft, im Spiegel einer Dichtung festzuhalten sein Schauen in Welt und Seele; schau auch Du in den Spiegel: und der selbe Zustand überkommt Dich, die selbe Hoheit rauscht in Dich ein! So haben sich Goethe und Schiller erziehen lassen vom Lebensstolz und Alvertrauen der großen Griechen oder eines Shakespeare, Spinoza, Kant. So sind sie selbst zu Führern gereift und richten nun uns wieder auf. So reichen starke Herzen und Geister schwachgläubigen Zeitaltern mächtig die Hand; so lernt die leicht verzagende und umsinkende Menschheit immer wiederum schreiten, bergan schreiten, immerzu bergan! Reize Dich ein in die Kette: und die Kraft aller Großen durchströmt auch Dich! . . .

Ich athmete freier auf. Und nun löste sich in der Nähe des Borkenhäuschens aus dem Dunkel der Nacht eine männliche Gestalt. Der schattenhafte Gast ließ den Regen achtlos auf den Hut und den umgehängten Mantel fallen. Ohne Umstände gesellte er sich an meine Seite.

„Ihr Selbstgespräch“, so begann eine leise Stimme, „hat mich angezogen und reizt mich zur Theilnahme. Zwar weiß ich das Angenehme eines nachdenklichen Ganges recht wohl zu schätzen; aber erquicklicher sogar als das nährende Licht ist doch wohl mitunter ein erinnerndes Gespräch.“

„Gern zugegeben,“ erwiderte ich, mit unschlüssiger Allgemeinheit, „nur kommt es darauf an, mit wem und worüber man sich unterhält.“

„Das ‚worüber‘ schrint mir weniger wichtig“, erwiderte mein Gefährte. „Ich meine, man kann jedes Ding zweckmäßig betrachten, wenn man die rechte, freundliche Ruhe des Beschauens und etliche Vernunft und Kenntnisse mitbringt.“

„Es kommt also auf die Menschen an, die sich mit einander unterhalten.“

„Und diese sind auch wieder ein gar verwickelt Ding und manchen Zufällen, Launen und Bitterungen unterthan. Es kommt auf den günstigen Augenblick an. Lassen Sie uns ohne weitere Einleitungen die Gunst des Augenblickes ergreifen und Ihrem stillen Gedanken gemeinsam weiter nachdenken.“

Mich schauerte ein Wenig. Woher kennt dieser sonderbare Nachtwandler meine stillen Gedanken? Hatte ich laut gesprochen, wie es mir manchmal in erregten Augenblicken geschieht? Aber ich war in einer ungewöhnlichen Traurstimmung befangen und ich hing daher nüchternen Einwendungen nicht weiter nach.

„Halten Sie sich auch heute gegenwärtig,“ sprach mein Begleiter, „daß des Geistes Wesen stete Bewegung ist, daß ein milliardenhafter Schwarm von Gedanken und Gesichten unablässig durch uns hinströmt, wovon wir nur ein winzig Theilchen in unser Bewußtsein auffangen. Nun liegt es an unserem reinen und beharrlichen Willen, daß wir nur bedeutende und förderliche Stimmen aus der Unendlichkeit in unsere Endlichkeit einlassen. Wir kleiden sie dann in Worte, wir setzen sie in Thaten um, — und lassen die also Befornten wieder hinaus unter die Menschheit. Glauben Sie meiner Erfahrung und Beobachtung: man thut gut daran, das Minderwertige nicht in die Phantasie einzulassen, denn Das beschwert nur und verdrängt Besseres vom Platz. Es müßte denn sein, daß wir Alles, auch das Häßliche, in Gold zu verwandeln die kraftvolle Gabe besitzen, was aber nicht Jedermanns Sache ist. Ihr habt ein grundver-

kehrtes Wort in Eurer neugierigen und lästernen Zeit: man müsse ‚Alles gesehen‘ haben, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Unter dem ‚Alles‘ versteht Ihr das Unnütze. Das Leben muß Euch gewaltig lang scheinen, daß Ihr dazu Zeit zu haben glaubt.“

„Wir verstehen uns bereits vortrefflich“, unterbrach ich, angenehm berührt. „Unsere Zeit hat weder Aufmerksamkeit noch Stille genug für die inneren Wüste der Schönheit, von denen Sie sprechen.“

„Auch Das ist sehr schade“, fuhr er fort. „Ihr ahnt nicht, wie reich Euer Leben sein könnte. Wenn Ihr willige Gastherren seid, so werden sich jene Himmlischen immer williger einstellen. Euer Organismus wird von ihnen geläutert, gebildet, bereichert. Hättet Ihr Menschen die Augen, diese emsige Arbeit unsichtbarer Besucher und Freunde zu schauen — möget Ihr sie nun Götter oder Elfen, Heilige oder Engel nennen —: Ihr würdet erstaunen, wie licht ein wohlgebildeter Geist anzuschauen ist.“

Das Alles klang so ruhig und so beruhigend, so fest und einfach, daß ich stehen blieb und meinem Begleiter ins Gesicht zu schauen versuchte. Aber die zwiesache Hölle der Nacht und des beschattenden Wipfelwerkes gönnte mir keine nähere Aufklärung. Ich sah nur die zerfließenden Umrisse einer Gestalt lautlos neben mir wandeln; ich hörte nur den Wohlklang einer nahen, leisen und doch wunderbar wohlverständlichen Stimme.

„Das liebe ich an Goethe“, fuhr ich endlich fort, „eben so wie an den Großen der Griechen oder an Shakespeare, daß er, aus Anlage und Grundjah heraus, so gern das Lebendige und Fördernde überall anzog, mit seinem Wohlwollen, mit magnetischer Selbstverständlichkeit. Gutes ist wohl auch noch unter Abfällen und Lumpen, in Nachtstühlen und unreinlicher Umgebung zu finden, behaupten freilich die Neueren; und sie haben hierin wohl nicht Unrecht, sie glauben sogar, hiermit ein neues Gebiet der Poesie hinzuerobert zu haben . . .“

„Wozu denn aber in verzerrten Menschenbildern suchen, wenn mir so viele schöne Landschaften und gut gewachsene Menschenpflanzen zur Verfügung stehen? Kann ich an ihnen nicht reinlicher und plastischer deuten, was ich deuten will?“

„Nun, wir dürfen uns doch der Wirklichkeit nicht verschließen? Mir fällt dabei ein, daß allerdings Goethe weder Wipflätter noch Karikaturen leiden mochte: er wollte sich sein Weltbild nicht verzerrten lassen; aber mir fällt auch ein, daß er zur Franzosenzeit, nach der Schlacht bei Jena, im Zimmer saß und sein ‚Innerstes bedachte‘. Für uns moderne Menschen ist dies Verhalten etwas ganz Undenkbares.“

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Bester: ist Ihnen aus Goethes ‚Italienischer Reise‘ bekannt, daß er auf der Seefahrt nach Palermo einen Sturm bestand? Ist Ihnen weiter bekannt, was er während dieses nicht unbedenklichen Wetters getrieben hat? Ließ er auf dem Verdeck umher und verspernte dem arbeitenden Schiffsvohl den Weg? Sah er in seiner Kajüte und jammerte laut? Nichts vom Altem. In seinem Tagebuch von Sonntag, dem ersten April 1787 steht zu lesen: ‚Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. Im

Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Pläne fort, indessen auf dem Berbeck große Bewegung war.' Er that also — und hier erst recht —, was seines Amtes und was seinem Wesen und Naturell gemäß war. Er bewies mithin ‚Thatsachensinn‘, er erwies sich als ‚Realpolitiker‘, so lauten ja wohl bei Euch die neuesten Ehrenworte, bei Euch, die ihr in wissenschaftlichen Vermuthungen fast verworrene und verwegene Phantasten geworden seid. Denn Ihr habt ja wohl dabei geseffen, als sich das Weltall aus dem Nichts entwickelte, und Ihr wißt ja wieder einmal genau — was übrigens gewandte Geschäftsreisende und ähnliches Volk schon immer verfochten haben —, daß mit dem Tode ‚Alles aus‘ sei. Forscher sind bescheiden, Seher sind ehrfürchtig: Ihr seid weder Dies noch Jenes. Ihr vorlauten Aufgeregten laßt Euch von tausend Dingen der Umwelt beherrschen. Ihr also habt keinen Thatsachensinn für Eure persönliche Pflicht, Ihr!“

„Das ist zwar für unsere Zeit ein erstaunlicher Vorwurf, aber ich verstehe Sie. Ich selbst leide darunter, daß unsere Zeit die höchsten und innersten Menschenwerthe blindlings mit Füßen tritt. Zumal die verwirrte Dichtung...“

„Auch Dichtung ist That. Aber da bekunde sich ein viel feinerer Thatsachensinn, als er Eurem Geschlecht innewohnt! Eure Journale und Tagesblätter fälschen ja das Weltbild; denn sie bringen meist oder fast nur gemeine Dinge, die für die breite Oeffentlichkeit ‚Interesse haben‘, wie man zu sagen pflegt: also Prozesse, Verbrechen, Unfälle, öffentliche Ehrungen, Paraden, Politikk und Geheuer, irgendwie also Dinge, die sich von außen her, vom platten Verstande Vieler betrachten lassen, menschlich also nicht die höchsten und nicht die feinsten Dinge. Das stille Walten im warmen Hause, die reichen und tiefen Empfindungen der Güte, das Leid in einsamen, frommen und tapferen Seelen, die Stunden unscheinbaren und doch so wichtigen Glücks, das von heiteren Naturen ausgeht, alles Lachende in jungen Herzen und alles Still-Gute der gereiften Weisheit —: wo sind denn diese Vorräthe an inneren Gütern in Euren Zeitungen? Abgehegte Arbeitnaturen tragen Euch den Stoff zusammen und ein Wesen der Urruhe und Herzenskälte stndt aus ihrem Werk, der Tageszeitung, in Euch Leser über. Wenn Ihr Thatsachensinn hättet, würdet Ihr diese Thatsache zu allererst erkennen und danach thun.“

„Aber unsere Literatur selber ist ja von diesem Geist unterjocht!“ fiel ich ein. „Das ist ja das Furchtbare!“

„Dichtung ist That nur dann, wenn sie Herzblut ist“, fuhr er fort. „Nur wenn eine Persönlichkeit jedes Wort mit Gehalt füllt und darin widerschimmern läßt ihre eigene hohe Entwicklung. Seid doch ‚praktisch‘ und gestaltet Euch selbst und Euer Leben zu einem Kunstwerk! Stellt Euch als Marmorbilder von Schönheit und Hoheit in den heiligen Hain deutscher und menschheitlicher Dichtung! Sucht Euch Menschen und Ereignisse, an denen Ihr licht und deutlich zeigen könnt, was Menschen und was Unmenschen sind! Ihr könnt ja so bunt und farbig reden, wie Ihr nur Lust habt; aber bleibt immer auf dem Grunde der Harmonie! Mein Freund: so beweist Ihr Sinn für Realität. So seid Ihr Nachgestalter der Schöpfung und Gehilfen Gottes, denn Ihr formt nach seinem Ebenbilde; Ihr seid gute Gärtner, denn Ihr sorgt für mannichfaltigen und tüchtigen Pflanzenwuchs. Könnt Ihr

Das nicht, weil Ihr zu unkräftig oder zu kurzfristig seid, nun wohl: so bescheidet Euch und mißbraucht nicht die Formen der Dichtung zu schädlichen Verzerrungen! Weht hinaus, werdet Diakonissinnen und macht Menschen heil, werdet Lehrer und erzieht Menschen von Fleisch und Blut zu edlen Erscheinungen, werdet Beamte und helft regsam mitgestalten an der Harmonie des staatlichen Lebens, — kurz, Ihr unpraktischen Leute, beweist fördernden und ordnenden Thatfachen Sinn, statt das Unnütze zu vermehren!“

„Haben Sie Dank für diese Worte! O, wenn heute Schiller und Goethe durch unser Geistesleben gingen, mit wie viel rascherem und stärkerem Tonfall würden sie Worte der Klage und Mahnung finden! Weinen Sie nicht?“

„Was der Bescheidete weiß, ist schwer zu wissen.“

„Hier wandeln wir in klärender Zwiesprache unter majestätischen Regenhäusern, in Deutschlands Herzengau und geweihter Stadt. Ich horche zwar hinaus in die Gegenwart, aber — ach! — ich spüre nichts, was sich mit hartem Persönlichkeitsstolz bemäht, streng und einsam das hoheitvolle Werk Goethes und Schillers fortzusetzen. Und fortsetzen müssen wir doch! Denn wir bedeuten Schiller und Goethe keinen Abschluß: wir werden in religiösen, nationalen und kosmopolitischen Dingen noch weiterhin Tiefes und Feines, Starkes und Hartes, Charaktervolles und Weisichtiges zu sagen haben, mehr als die flachere Zeit jener beiden großen Bergwanderer, wenn wir nur erst nach so vielen achtbaren Errungenschaften der Außenwelt auch der Innenwelt wiederum Aufmerksamkeit gönnen. Sind Sie nicht auch der Meinung?“

„Das ‚Wenn‘ und ‚Ob‘ hat mich nie sonderlich beschäftigt. Thue jeder das Seine und man wird ja sehen.“

„Was thun? Ich bin heute so von Herzen nutzlos . . .“

„Mein Herr Begleiter, ich kenne das Possenspiel der Literatur in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen. Die Fähigkeit, die innere Welt zu bedenken und mit der äußeren in Einklang zu bringen, ist heute wahrlich recht klein geworden. Aber setzen Sie tapfer Ihr Werk fort, nicht nutzlos, nicht bitter, denn Das wäre ja wiederum nur unschöne Verzerrung und Sie würden eben dem Geiste unterthan, den Sie bekämpfen. Halten Sie eine große Herzenruhe fest, die eben dadurch, daß sie sich in schöngefaßten Gleichnissen, in heiteren Bildern und buntartigen Worten, Gestalten und Erfindungen ausstrahlt, feststeht im Wandel der Jahrhunderte. So werden sich die besten Geister daraus Helligkeit und Stetigkeit holen. Auf diese Weise wird das Feuer, das Prometheus der Erde gebracht, ein ‚ewiges Lämpchen‘, das nie ausgeht, weil immer neue Hüter dem Lichtlein Nahrung geben. Nicht die Lauten sind die Herren der Welt, sondern die geistig Stillen und Starken. Leben Sie wohl, mein Freund! Kleinmuth verträgt sich nicht mit Ihrem Amt. Sage Dein Wort und lehre zu uns heim! Es ist ja bald gesagt. Auf Wiedersehen!“

Die Gestalt war in das nasse Dämmerdunkel entschwandnen. Im Tiefsten wunderbar bewegt, ging ich zurück in meinen Gasthof.

Fritz Rienhard.



Selbstanzeigen.

Lebensgeschichte der Erde. Eugen Diederichs, Leipzig 1903.

Die Astronomie verzeichnet eine Reihe von „Entwicklungsphasen“, die jeder einzelne Stern am Himmelsgewölbe durchmache, und erklärt diese Phasen als die Folgen einer abnehmenden Wärme; die organische Weltanschauung, deren Grundzüge der Philosoph Haeckel zuerst zu klarer Darstellung brachte, nennt diese Entwicklungsphasen Metamorphosen und erklärt sie als die Folgen eines organischen inneren Verbens. Bei einem Stern am Himmel, den wir gemeinhin „Erde“ nennen, sind wir in der glücklichen Lage, eine ganze Reihe aufeinanderfolgender Metamorphosen bis in Einzelheiten hinein verfolgen zu können. Und an diesem Erdenstern wird die Probe aufs Exempel in meinem Buch gemacht.

Wilmersdorf. Willy Pastor.

Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. In zwei Bänden à Mark 12,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Die zweite Auflage ist quantitativ bedeutend erweitert und auch qualitativ verbessert worden. Das Buch glebt eine Geschichte der verschiedenen philosophischen Begriffe vom Alterthum bis zur Gegenwart, möglichst mit Anführung der Definitionen der Autoren selbst. Es enthält ein geordnetes Quellenmaterial für vergleichend-kritische Untersuchungen, will auch das Studium und die Lecture der philosophischen Schriften erleichtern. Es will dem Laien wie dem Fachmann, dem Studierenden wie dem Schriftsteller und Lehrer Dienste leisten. Die zweite Auflage bringt eine bedeutende Vermehrung der Schlagwörter und Citate; eine übersichtliche, systematische Anordnung; genauere und ausführlichere Begriffsbestimmungen; umfassendere Behandlung der Ethik, Aesthetik, Religion-, Rechts-, Sozialphilosophie; eingehendere Berücksichtigung der neueren ausländischen Autoren.

Wien. Dr. Rudolf Eisler.

Das fröhliche Thierbuch. Illustriert von Karl Hall. München, bei Koch.

Nichts lag uns ferner als die Absicht, ein Buch zu schreiben, das nur Sitte, Anstand und Würde predigen soll; mit anderen Worten: ein Buch, das danach trachtet, von den Moralfürsten mit der Note I ausgezeichnet zu werden. Wir gingen von der Ansicht aus, daß Thiergeschichten mit tief belehrenden Pointen entweder auf wenig Verständnis bei unserer Jugend stoßen oder dieser Jugend einfach zu langweilig werden. Diese Thatsache wird durch die Wahrnehmung bestätigt, daß solche Bücher fast stets nur zur Hälfte aufgeschnitten werden. Weiteres, Fröhliches wollen wir bringen und waren nicht so engherzig, nur die Spießbürger unter den Zwei- und Mehrbeinern herauszugreifen. Wie der dumme Hans und dem noch dümmern Esel, so wahrten wir dem vielbegehrten Schwein, dem Kameel, den lästigen Fischen und den Exotischen, dem Vogel Strauß, dem Paradiesvogel, den Affen und Genossen, ihre Existenzberechtigung. Leben und Treiben der Tropenbewohner können die Phantasie der „Jungen“ wohl besser und schöner befruchten als Räuber- und Indianergeschichten aus Kalifornien.

Egon F. Straßburger. Theodor Egel.

Militärkritik.

Nur in wenigen Punkten weichen die in meinem bei Heinrich Minten in Dresden erschienenen Buch „Sine ira et studio, Militärische Betrachtungen des Freiherrn von Gahlen“ ausgesprochenen Ansichten von denen des Grafen Ernst zu Reventlow ab, der in der „Zukunft“ vom sechzehnten Januar 1904 mein Buch kritisiert hat. Zu einer Entgegnung lag also ein zwingender Anlaß nicht vor. Da ging fast zu der selben Zeit, wo ich von der Besprechung Kenntniß erhielt, durch die Tagespresse die Nachricht, daß sämtlichen inaktiven Offizieren, also nicht nur den zur Disposition gestellten, sondern auch den ganz aus dem Dienst geschiedenen, die öffentliche Erörterung militärischer Fragen untersagt worden sei. Diese Nachricht konnte nur begründet sein, so weit es sich um die zur Disposition gestellten Offiziere handelt. Allen übrigen inaktiven Offizieren können nur Wünsche ausgesprochen, aber keine Befehle erteilt werden. Zum Gehorsam sind sie nur gegen das Gesetz verpflichtet. Wer aber weiß Das? Sogar viele inaktive Offiziere nicht. Nun legte mir Graf Ernst zu Reventlow indirekt eine Begründung der Wahl des Pseudonyms, unter dem ich die militärischen Betrachtungen herausgegeben hatte, recht nah; mehr als einmal sprach er sein Bedauern darüber aus, daß ich mich nicht als Verfasser genannt habe. Denn ohne Maske, als Offizier, hätte ich stärker auf den Leser gewirkt. Beide Momente, das nach Zeitungberichten an die inaktiven Offiziere erlassene Verbot und das Bedauern des Grafen Reventlow, könnten den Glauben wecken, mir fehle nun zu einer Entgegnung der Muth. Um mich gegen solchen Verdacht zu wahren, will ich meinem Kritiker hier antworten.

In einem vor wenigen Wochen in der „Zukunft“ veröffentlichten Aufsatz trat eine geistreiche Dichterin für die Anonymität d. r. Schriftsteller ein. Diese allein ermögliche, daß lediglich die Gedanken des Verfassers bei der Lecture beachtet werden. Die selbe Ermägung trieb mich, den Freiherrn von Gahlen vorzuschreiben. Der wirkliche Name wirkt wie eine Vorrede, die den Leser von vorn herein in eine bestimmte Richtung drängt. Bekennt sich, zum Beispiel, ein verabschiedeter Lieutenant als Verfasser einer militärischen Schrift, so begegnet sie sicher manchem Mißtrauen. „Wo nimmt“, heißt es dann wohl, „ein Lieutenant das Maß dienstlicher Erfahrung her, das erforderlich ist, um Anderen auf militärischem Gebiete die Augen zu öffnen?“ Und steht unter einem militärischen Aufsatz der Name eines Generals, so sind in unserem militärisch geschulten Staatswesen viele Leser nur zu oft geneigt, seinen Worten ein größeres Gewicht beizulegen, als sie vielleicht verdienen. Unbefangen bleibt der Leser nur, wenn er sich von dem Verfasser keine Vorstellung machen kann. Nur deshalb habe ich mich hinter den Freiherrn versteckt. Jetzt hat er seine Schuldigkeit gethan und kann gehen.

Graf Reventlow meint, der Titel meines Buches decke sich nicht ganz mit seinem Inhalt. Sine ira hätte ich wohl schreiben wollen, zweifelhaft sei aber, ob es mir überall gegolten ist. Möglich, daß auch hier das Wollen wieder einmal größer war als das Können. Wer vermag aber die Enttäuschung zu meistern, wenn er mit seinem ganzen Empfinden am deutschen Heer hängt und fast täglich mit ansehen muß, wie an dem festen Gefüge dieses Heeres gerüttelt wird, ohne daß Beru'ene dagegen Einspruch erheben? Ab irato mag ich daher auch die verabschiedeten Offiziere vor falsch verstandener Lokalität gewarnt und aufgefodert haben, durch Betheiligung am politischen Leben, durch offenes Aussprechen ihres sachkundigen Urtheils die Unfehlbarkeit zu erschüttern, die bis heute die Heeresverwaltung im Reichstag unangefochten für sich in Anspruch nimmt. Sind darum aber Warnung und Aufforderung weniger berechtigt? Graf Reventlow verspricht sich keine Wirkung davon. Nach der Verabschiedung könne kein Offizier mehr aus seiner Haut heraus. Zu lange habe er ausschließlich unter dem Einfluß militärischer Anschauungen gestanden, als daß er sich nach der Verabschiedung noch im politischen Leben zurechtzufinden vermöchte. Auch seien die Offiziere, die es in der Armee zu Etwas gebracht hätten, im Lebensalter schon zu weit vorgeschritten und auch geistig zu sehr verbraucht, um sich noch mit Erfolg auf einem ihnen bisher völlig fremden Gebiet zu bethätigen, während die in jüngeren Jahren verabschiedeten wirtschaftlich in der Regel so schlecht gestellt seien, daß sie auf Broterwerb ausgehen müßten und dadurch politisch unfrei würden. Der verabschiedete Offizier, der unter die Politiker geht, verfallt rettungslos einer Partei. Unbedingt hat Graf Reventlow Recht, wenn er an die breite Mehrheit der verabschiedeten Offiziere denkt; ich dachte nur an die Offiziere, die stärker als das militärische Milieu ihrer dienstlichen Vergangenheit waren und auch schon als aktive Offiziere den politischen Vorgängen und Erscheinungen mit klarem, sicherem Blick folgen konnten. Ihre Zahl ist freilich klein, reicht aber aus, um die deutsche Nation über militärische Dinge in verbürgt objektiver Weise zu berathen und so ein Gegengewicht gegen die von der Heeresverwaltung für sich beanspruchte Unfehlbarkeit zu bieten. Und selbst wenn von diesen Wenigen noch Manche „rettungslos einer Partei verfielen“: wäre es gar so schlimm? So weit geht die Selbstsucht unserer Politiker in den sogenannten staaterhaltenden Parteien denn doch noch nicht, daß sie sich aller Rücksichten auf die Interessen der Allgemeinheit entschlagen. Der vornehmste Grundsatz der Konservativen im Reichstag lautet freilich: „Mit den jeweiligen Machthabern durch Dick und Dünn“. Ihr Führer, Herr von Normann, meldet sich nur noch zum Wort, um seine und seiner Parteigenossen Zustimmung zu der Haltung der Verbündeten Regierungen auszusprechen. Hat nicht aber auch diese Partei in der Debatte über die Kunst recht energisch gegen die Machthaber Front

gemacht? Proteſtirte nicht am Lauteſten Herr von Kardorff, der kaum minder konſervativ geſinnt iſt als Herr von Normann? Deß Ruth zu ſeiner Philippika hatte er aber von ſeinem Sohn bezogen, der als Künſtler dem Vater über die der Kunſt im Staate gebührende Stellung die Augen geöffnet hatte. Waß Kardorff Sohn für Kardorff Vater in Kunſtfragen that, müßten die verabſchiedeten Offiziere in militäriſchen Fragen für ihre Parteigenoſſen thun. Daß wäre ſchon der Rede werth. Die Vertreter der Heeresverwaltung würden ſich dann wohl hüten, im Plenum und in der Budgetkommiſſion des Reichstages künftig abermals zu behaupten, daß die Armees der — von allen unabhängigen militäriſchen Sachverſtändigen ſchroff verurtheilten — gewaltigen Kavallerie-Attaquen, die ſeit fünfzehn Jahren in jedem Kaiſermanöver wiederkehren, zu ihrer Ausbildung für den Krieg dringend bedürfe; daß Gardeſigen an einzelne Regimente der Linie nur verliehen werden, um die Uniform des deutſchen Heeres einheitlich zu geſtalten; oder gar, daß ſich die zweijährige Dienſtzeit bewährt habe, trotzdem alle Vorausſetzungen hierzu, alſo auch die über das zweite Dienſtjahr hinaus bei der Waffe bleibenden ſiebenzig Mann geſeßt haben, die der vorige Kriegsminiſter, Herr von Goßler, für jede Compagnie verlangen wollte, um das für die Unterweiſung der Rekruten erforderliche Lehrperſonal aufzubringen. Die Heeresverwaltung muß erkennen lernen, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen und daß ſie das in militäriſchen Fragen zutreffende Urtheil nicht in Erbpacht genommen hat.

Im Leben der konſtitutionellen Monarchien ſehen wir ein ununterbrochenes Ringen ums Uebergewicht; und der im Ringkampf Schwächere liegt ſehr bald am Boden. Damit der Stärkere aber nicht übermüthig werde und darunter nicht das allgemeine Wohl leide, iſt es die Aufgabe des uneigennütigen Politikers, den Schwachen zu ſtärken. König Wilhelm der Erſte zeigte ſich der Situation, die er beim Antritt der Regierung vorſand, nicht gewachſen. Die Krone ſchien vor dem übermüthigen Parlament kapituliren zu wollen. Da griff im entſcheidenden Augenblick Bismarck ein und hob das Preſtige der Krone wieder hoch empor, — ſo über alles Erwarten hoch, daß ſpäter, als der alte Kaiſer geſtorben, der alte Kanzler entlaſſen war, viele einſichtige Politiker bedenkliche Spuren eines perſönlichen Regiments zu ſehen glaubten. Der ſelbe Bismarck, der, nach ſeinem eigenen Wort, ſeinen königlichen Herrn am Porteepée gepackt hatte, auf daß er nicht vor dem Abgeordnetenhaus zurückweiße, ſuchte nun dem geſchwächten Parlament wieder zu Kräften zu verhelfen. Vor ſaß ſechs Jahren ſchied der Begründer des Reiches aus dem Leben; und ſein mahnendes Wort hatte er recht lange vorher geſprochen. Bis heute aber iſt noch nicht einmal der Verſuch gemacht worden, dem Reichstag und dem preußiſchen Landtag die ihnen in der konſtitutionellen Monarchie zukommende Stellung zurückzuerobern. Bismarcks Rath iſt ins Leere ver-

hält. Graf Reventlow sieht die Ursache in der Gesinnungslosigkeit und im Byzantinismus, in denen die Nation ersticke. Ich meine, daß nur die Führer zum Kampf ums Recht fehlen. Was das Volk zu denken und zu empfinden hat, muß es von seinen stärksten Köpfen erfahren. Die giebt es aber kaum mehr. Das Institut des Reserveoffiziers hat sie bis auf wenige ausgeschaltet. Jeder wehrfähige, nur leidlich gebildete Deutsche muß mit allen Mitteln trachten, Reserveoffizier zu werden, wenn er nicht über die Achsel angesehen werden, wenn er im Staat vorwärts kommen will. Erreicht er aber dieses Ziel, so ist es mit seiner politischen Unabhängigkeit aus. Vom Offizier wird lokales Verhalten und royalistische Gesinnung erwartet; für die unzähligen Gedankenlosen zeigen sich diese Eigenschaften darin, daß man zu Allem Ja sagt, was die Regierung verlangt, ohne ihren Tendenzen erst lange nachzudenken. Faßt aber ein Reserveoffizier Loyalität und Royalismus einmal anders auf, so braucht er nicht lange auf Belehrung von „autoritativer Seite“ oder durch Kameraden zu warten. Daher erscheint ihm nicht nur Opposition in militärischen Dingen, sondern auch politische mit seinem Charakter als Offizier unvereinbar. Kann er die Wege der Regierenden nicht loben, so hält er sich allenfalls noch in Schweigen; niemals aber wird er wagen, sie offen zu bekämpfen. Und hat er endlich seine Beziehungen zur Armee gelöst und so eigentlich die politische Unabhängigkeit wieder erlangt: was ist in den meisten Fällen damit gewonnen? Inzwischen ist ja der Sohn herangewachsen, der auch Reserveoffizier werden muß, und ein Opposition machender Vater darf ihm nicht den Weg sperren. Gerade die Schichten, die durch körperliche und geistige Kraft geeignet wären, die Führung der urtheillosen Menge zu übernehmen, werden durch die Sehnsucht nach dem Reserveoffizierstitel in Botmäßigkeit gebracht. Das tiefe Bedauern, womit ich diese Thatsache in meinem Buch feststellen mußte, ist sehr weit von dem Wunsch nach einer Wiederholung des Konfliktes entfernt, der vor vierzig Jahren Preußen in gefährliche Krämpfe riß. Hier hat Graf Reventlow mich völlig mißverstanden.

In dem Kapitel „Auf dem Wege nach Kapua“ zeigte ich Symptome, die beweisen, wie groß im deutschen Offiziercorps die Boeliebe für materielle Genüsse geworden ist. In den meisten Offiziercorps bilden heute die Wohlhabenden die Mehrheit; und Genußsucht und Freude am Luxus regen sich natürlich da besonders leicht, wo reiche Mittel vorhanden sind. Ein anderes Symptom ist die Pflege des Bier-Comments, der mit den akademisch gebildeten Reserveoffizieren eingezogen ist. Recht fühlbar sind auch die Nachwirkungen der viel zu häufig wiederkehrenden glänzenden offiziellen Festlichkeiten, bei denen die Offiziercorps namentlich dann glauben, alle Wasser springen lassen zu müssen, wenn es gilt, im Kasino einen erlauchten Gast mit seinem meist sehr zahlreichen Gefolge zu bewirthen. Graf Reventlow

meint, nur in wenigen Offiziercorps sei übertriebene Berufslucht zu finden und will den übermäßigen officiellen Aufwand von persönlichem Luxus getrennt wissen. Hier steht eine Ueberzeugung gegen die andere. Ich behaupte, daß die von mir aufgezeigten Symptome fast ausnahmslos überall zu finden sind. Und die Scheidung von officiellen Aufwand und persönlichem Luxus scheint mir schon deshalb unmöglich, weil keine feste Grenze zu ziehen ist. Auch im Offiziercorps sind starke Charaktere sehr selten. Diese Starken, die entweder keine Mittel haben oder wissen, wie sehr eine üppige Lebensweise ihnen schadet, führen meist in ihren vier Wänden ein spartanisches Leben. Und von den weniger starken wird Keiner der Versuchung widerstehen, auch privatim Luxus zu treiben.

Die Thatsache, daß es in den deutschen Offiziercorps jetzt mehr Bemittelte als Unbemittelte giebt, ist aber auch noch aus einem anderen Grund zu beklagen. Nach meinen in einem vollen Menschenalter gewonnenen Erfahrungen versteht der unbemittelte Offizier mit größerer Hingabe als der bemittelte seinen Dienst. Das ist leicht begreiflich. Unzulängliche Pflichterfüllung würde den Armen brotlos machen; der Wohlhabende könnte auch nach plötzlicher Verabschiedung sorgenlos weiter leben. Gewiß: der deutsche Offizier erwirbt nicht, sondern dient nur; von diesem Gefühl sind zum Glück auch noch all unsere Offiziere durchdrungen. Aber auch bei ihnen wird die Noth zur Tugend. Graf Reventlow hält den bemittelten und den unbemittelten Offizier für gleichwerthig. Erlauben aber dem Einen seine Mittel nicht, sehr häufig auf Urlaub zu gehen, und führt er diese Möglichkeit nicht meist auch recht oft herbei? Wie oft geht er alljährlich allein auf die Jagd, die bekanntlich ein sehr theures Vergnügen ist? Und wer vertritt ihn, wer sieht während seiner Abwesenheit nach dem Rechten? Der unbemittelte Kamerad, dem kostspielige Freuden überhaupt versagt sind. Die wiederholte Abwesenheit schwächt aber auch das Interesse an der Truppe. Dem Grafen Reventlow sind die wohlhabenden Offiziere sympathisch, weil ihnen die wirthschaftliche Unabhängigkeit das wünschenswerthe Rückgrat verleiht. Ich sage offen heraus, daß ich dieses Rückgrat nie bemerkt habe. Oft aber sah ich, daß die bemittelten Offiziere von ihren Vorgesetzten besser behandelt wurden. Vielleicht werden die wohlhabenden Offiziere künftig ein stärkeres Rückgrat zeigen. Sie sind dazu mittelbar ja von dem Kriegsminister aufgefordert worden, der in der Budgetkommission sagte, den bemittelten Offizieren könne man nicht so leicht Vorschriften machen wie unbemittelten. Diese Offenbarung dürfte in den Annalen des preussischen Kriegsministeriums wohl einzig in ihrer Art sein.

Graf Reventlow wünschte, daß ich mich in meinem Buch auch über die Geldheirathen geäußert hätte, die in den letzten Jahrzehnten die Entwicklung des deutschen Offiziercorps wesentlich beeinflußt haben. Wies ich

aber nicht wenigstens indirekt darauf hin, als ich wiederholt hervorhob, daß die Bemitteltesten die Mehrheit in den Offiziercorps bilden? Wer stellt zu dieser Mehrheit das stärkste Contingent? Nur zu oft Herren, die durch eine Heirath ihrer wirthschaftlichen Noth ein Ende machen wollten und auch gemacht haben. Und wissen nicht gerade die Konvertiten am Wenigsten Raß zu halten? Warum sollte der gestern durch Heirath reich Gewordene so weiter fargen, wie er's unter dem Druck der Noth thun mußte? Die Geldheirathen sind ein Krebsgeschaden für die Armee; nicht nur, weil sie das Leben luxuriöser gestalten: sie nehmen auch der Truppe den strengen, ernstern, schon durch den Selbsterhaltungstrieb an sie gefesselten Dienstthuer. Wie Graf Reventlow, so meine auch ich, daß Reich müsse die unteren Chargen des deutschen Offiziercorps wirthschaftlich besser stellen; nur dadurch wäre das ungesunde Streben nach Geldheirathen einzuschränken.

Müßte ich nicht befürchten, den mir hier gütig gewährten Raum über Gebühr in Anspruch zu nehmen, so würde ich gern noch manchen anderen Punkt berühren; nicht aber, um meine abweichende Ansicht, sondern um meine Zustimmung zu den übrigen Worten des Herrn Kritikers auszusprechen. So kann ich mich nur noch darauf beschränken, ihm für die Besprechung meines Buches aufrichtig zu danken. Zu Dank hat Graf Reventlow mich doppelt verpflichtet: erstens durch sein nachsichtiges Urtheil, zweitens durch die Unterstützung, die er mir in dem Bemühen geleistet hat, unsere bürgerlichen Politiker über wichtige militärische Fragen aufzuklären und gegenüber offizieller Darstellung und Beleuchtung selbständiger zu machen. Wie ich selbst auf ein solches Bemühen verfiel? Ich sah mit einem hochangesehenen Parlamentarier, dem Führer einer sehr einflußreichen Partei des Reichstages, und mit mehreren, zum Theil noch aktiven, zum Theil erst vor Kurzem verabschiedeten Offizieren zusammen am Mittagstisch. Es war um die Zeit, wo im Reichshaus gerade der Militäretat auf der Tagesordnung stand. Natürlich war unser Gespräch bald bei militärischen Fragen angelangt. Und sofort stellte sich heraus, daß der Herr Reichstagsabgeordnete vom hellen, lichten Tage keine Ahnung hatte, trotzdem er ein Mann von außergewöhnlich scharfem Verstande ist. „Unmöglich!“ rief er immer wieder, wenn meine Kameraden und ich ihm Thatsachen erzählten. Und als er nicht mehr ein noch aus wußte, rang er die Hände und rief über die ganze Tafel hinüber: „Ja, warum sagt man uns denn nicht, daß die Dinge so liegen?“ .. Ergab sich da nicht die Pflicht, nach Maßgabe meines Könnens für Aufklärung zu sorgen? Und muß ich nicht mit freudiger Dankbarkeit Jeden begrüßen, der, wie Graf Reventlow, unsere bürgerlichen Politiker auch über militärische Fragen aufklären hilft?

Weißer Hirsch.

Oberstleutnant a. D. Karl von Wartenberg.

Sozialphilosophie.

Professor Dr. Ludwig Stein in Bern hat 1897 unter dem Titel „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ (bei Ferdinand Enke in Stuttgart) ein aus Vorlesungen erwachsenes Werk herausgegeben, das als ein brauchbares Handbuch der Soziologie bezeichnet werden kann. Es zwingt den Leser nicht, gleich manchen anderen soziologischen Büchern, etwa denen von Simmel und Rayenhofer, mit dem Seelenmikroskop dem feinsten Geäder gesellschaftlicher Strukturen nachzuspüren, sondern zeichnet die hauptsächlichsten Gebilde der Vergangenheit und der Gegenwart mit deutlich wahrnehmbaren, kräftigen Strichen. Es ist denn auch in fremde Sprachen übersetzt und schnell vergriffen worden, so daß der Verfasser im vorigen Jahr eine neue Ausgabe veranstalten mußte, in der er mancherlei Ergänzungen und Verbesserungen angebracht hat.

Der zweiten Auflage dieses größeren Werkes ließ er, unter dem Titel „Der Sinn des Lebens“ (bei J. G. B. Mohr in Tübingen), eine Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen folgen. Es sind „Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart“. Stein gliedert die Sammlung in vier Gruppen, in deren jeder er dem Sinne des Daseins auf einem anderen Wege beizukommen sucht: auf dem metaphysischen, dem erkenntnistheoretischen, dem ethischen und dem soziologischen Wege. In den beiden ersten Abtheilungen wird gezeigt, wie sich die Philosophie unter der Führung von Biologen wie Driesch und Reiske und mit Hilfe der zur Zeit von Ostwald und Mach vertretenen energistischen Physik vom mechanistischen Materialismus abwendet. Nur aus dem zweiten, kleineren Buch will ich ein paar von den vielen Themen nennen, über die ich mit dem Verfasser debattiren würde, wenn Zeit und Gelegenheit dazu wäre.

In der Gegnerschaft gegen den Pessimismus, den Stein beschreibt, weiß ich mich mit ihm einig; er bekämpft mit Entzückung den Pessimismus, der aus krankhaften Stimmungen und aus dem großen menschlichen Erbäbel, Faulheit oder euphemistisch Ruhebedürfnis genannt, hervorgeht und Unzählige krank macht, die es von Hause aus nicht sind. Es gibt aber noch einen anderen Pessimismus, sogar mehrere Arten von Pessimismus, die durchaus nicht die Thatkraft lähmen, so daß also der Schluß des Verfassers, jeder gesunde und darum energische Mensch müsse Optimist sein, nicht zutrifft, obwohl thatsächlich die Gesunden und Energischen meist Optimisten sind.

Sehr schön ist die Gruppierung der Philosophen, die Stein vornimmt, in Mathematiker und Biologen, Erkennen und Bekennen, in solche, bei denen die Kausalität, und solche, bei denen die Teleologie vorherrscht. Das giebt zu einem nicht nur geistreichen, sondern auch vielfach tiefere Einsicht erschließenden Antithesen- und Synthesenspiel Anlaß. Doch sind die Ergebnisse dieses Spiels nicht durchweg richtig ausgefallen. So soll das Gebiet der Kausalität das der sicheren, das Gebiet der Finalität, der Motive, das Gebiet des menschlichen Thuns und Treibens das der unsicheren Vorausberechnung sein. In Wirklichkeit hat die Teleologie mit der Vorausberechnung überhaupt nichts zu schaffen. Motive, sagt Stein selbst, kommen bei Berechnungen nur so weit in Ansatz, wie sie als Ursachen fungiren. Die Berechenbarkeit hängt ganz allein davon ab, ob die Ursachen bekannt sind oder nicht und in welchem Maße von Vollständigkeit sie bekannt sind. Daß aber die Motive-

ursachen, die seelischen Ursachen, unbekannter wären als die mechanischen, trifft keineswegs allgemein zu. Wie ein Mann von Charakter, und zwar von diesem bestimmten Charakter in dieser genau umschriebenen Lage handeln wird, läßt sich mit beinahe mathematischer Sicherheit vorausberechnen. Spekulationen auf die mit Weichsinn und Dummheit verbündete Hasucht, auf die Nachahmungssucht, auf die Modenarttheit gelingen fast immer. Vor jeder Landtags- oder Reichstagswahl kann man die Wahlbündnisse, die geschlossen werden, mit Sicherheit voraussagen; ein geschickter Journalist könnte die Wahlausrufe sämtlicher Parteien im Voraus schreiben, ohne die Parteihäuptlinge zu befragen; und sogar die morgige Politik unseres Reichskanzlers vorauszusagen, ist noch leichter, als das Wetter des morgigen Tages vorauszuverkünden; natürlich ist gemeint: so vorauszuverkünden, daß die Prognose eintrifft, obwohl keines Menschen und keiner Menschenmasse Wünschen und Handeln auf das Wetter Einfluß hat. Die Meteorologie gehört ganz und gar dem Gebiete der Naturkausalität an, schließt aber trotzdem jede Möglichkeit der Berechnung aus, weil das Wetter des jetzigen Augenblickes, aus dem das des nächstfolgenden mit Nothwendigkeit hervorgeht, ein Kompositum von, praktisch genommen, unendlich vielen Komponenten ist, die alle zu ermitteln auch eine wohlorganisirte Gesellschaft von Meteorologen niemals im Stande sein wird. Die Komponenten sind die Temperaturen und Feuchtigkeitmengen aller Punkte der Erdoberfläche und des sie umfluthenden Luftmeeres und die Windrichtungen aller Theile dieses Luftmeeres.

Die Neo-Romantiker charakterisirt Stein als Reaktionenäre. „Brunetiere möchte uns nach Rom, Tolstoi nach Bethlehem, Nietzsche in den Urwald der blonden Bestie, Schopenhauer gar ins süße Nichts zurücklenken.“ Den „Irrwisch“ Nietzsche liebe ich so wenig wie Stein, aber den Reaktionenären darf man ihn doch wohl nicht zuzählen. Die prächtige blonde Bestie hat nur sein ästhetisches Wohlgefallen erregt — und welchem gesunden Menschen würde sie nicht gefallen? —, aber Das, wofür auch er schwärmte, war doch „ein höherer Typus Mensch“, unter dem er sich natürlich eben so wenig Etwas zu denken vermochte wie alle übrigen Schwärmer für dieses Ideal. Uebrigens legt Stein einen Immortellenkranz auf das Grab des unglücklichen Gräblers, weil Nietzsches Aristokratismus einen gesunden Gedankenkeim enthalte, die Gefahr aber, seine Irrwischnatur könne durch Irrführung großer Massen Unheil stiften, vorüber sei.

Auch in der Werthschätzung der Illusionen und der Illusionsfähigkeit bin ich mit Stein einverstanden; und auch wir ist ein Don Quixote immer noch lieber als ein Peter Schlemihl. Den folgenden Satz aber unterschreibe ich nicht: „Was dem einzelnen Kuderer (dem sein illusorisches Ziel Kraft verleiht) die augenblickliche Illusion, Das sind ganzen Völkern ihre Ideale.“ Ich unterschreibe scharf zwischen Illusion und Ideal und glaube fest mit Plato und der Christenheit, daß die Ideale des Schönen, Wahren und Guten keine Illusionen sind, daß vielmehr ihre zwar rasch vorübergehende, aber unbestreitbare Bewirklichung in einzelnen Menschen ihre jenseitige Realität verbürgt.

Den vergangenen Geschlechtern soll der soziale Entwicklungsprozeß als ein Naturprozeß erscheinen sein, in den künstlich nachschaffende und nachbessernde Menschenhand gar nicht einzugreifen vermochte; die Soziologie aber habe uns belehrt, daß wir kein Volppenstamm sind, sondern unsere Beziehungen zu ein-

ander nach unserer jeweiligen Ansicht regeln können. Ich habe immer gemeint, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt; Christen und Rationalisten hätten, jede Partei freilich in anderem Sinn, für Freiheit geschwärmt und erst die moderne Soziologie habe uns belehrt, daß wir nichts als ein Polypenstamm sind und daß die selbe unverbrüchliche mechanische Kausalität vom Urnebel durch alle unorganischen, organischen und sozialen Gebilde hindurch bis in die Forscher- und Schöpferthätigkeit der erhabensten Menschengeister hineinwaltet. Zufällig lese ich eben im dritten Band der Soziologie Herbert Spencers, der die Widmung von Steins Sozialphilosophie angenommen hat, die Philippika des größten Soziologen gegen die dummen Minister, Parlamentarier und Parteimenschen, die sich in Folge uralten, unausrottbaren Vorurtheils immer noch einbilden, mit ihren dummen Befehlen und Maßregeln den natürlichen Lauf der Dinge zum Besseren umlenken zu können.

In dem Dia- oder eigentlich Triolog eines Vergangenenmenschen, eines Gegenwartmenschen und einer Zukunftmenschen geräth diese Dame, Frau Olga Heingerling aus Berlin, einigermaßen in Verlegenheit, weil sie nicht weiß, woher der Spruch stammt: „Wer nicht arbeiten soll, Der soll auch nicht essen.“ Er steht 2. Thessalonicher 3, 10. Beim Lesen dieses Dialoges ist mir wieder der Gedanke gekommen, der mir jedesmal kommt, wenn ich eine wissenschaftliche oder philosophische Erörterung in Dialogform lese: daß doch hinter der Vollendung, die diese Darstellungform in den platonischen Dialogen erreicht hat, alle neueren Versuche sehr weit zurückbleiben. Der Typus Dichterphilosoph hat also in den seitdem verfloßenen 2250 Jahren das Gegentheil von Erhöhung erfahren. Wie es um die übrigen Typen steht (der Typus Mensch ist ein Un Ding, denn es giebt ein paar Duzend verschiedener menschlichen Typen, die so wenig in eine Kaskade mit einander gebracht werden können wie Biene, Kanarienvogel, Pfau, Löwe und Jugoßs): Das kann nicht so gelegentlich und nebensel untersucht werden.

Die Sozialphilosophie Steins wird als Einführung in die Soziologie und die ersten beiden Abschnitte des kleineren Buches werden durch Orientirung über die neueren Strömungen in der Philosophie Vielen gute Dienste leisten.

Reiße.

Karl Jentsch.



Der Hochzeitmarsch.

Man will ich eine schöne Geschichte erzählen.

Vor vielen Jahren sollte im Kirchspiel Soartsjö in Bärmland eine sehr große Hochzeit gefeiert werden. Zuerst die kirchliche Trauung, nachher drei Tage lang eine große Gasterei. Und an jedem der drei Tage sollte man vom frühen Abend bis tief in die Nacht hinein tanzen.

Da es so viel Tanz geben sollte, war es natürlich sehr wichtig, einen guten Spielmann herbeizuschaffen. Darüber machte sich der Großbauer Niks Olofson, der die Hochzeit anrichtete, fast mehr Sorge als über irgend etwas Anderes. Den Spielmann, den sie in Soartsjö hatten, wollte er nämlich nicht

rufen. Der hieß Jan Dester und der Großbauer wußte wohl, daß Jan in großem Ruf stand; doch der Musikant war so arm, daß er manchmal in zerrißnenem Wams und barfuß zum Hochzeitfest kam. Und einen solchen zerlumpten Kerl wollte der Großbauer nicht an der Spitze des Brautzuges sehen.

Endlich entschloß er sich, einen Boten zu einem Burtschen im Söfesprenghel zu schicken, der gewöhnlich Spiel-Martin genannt wurde, und ihn zu fragen, ob er kommen und bei der Hochzeit aufspielen wolle. Spiel-Martin bedachte sich keinen Augenblick, sondern antwortete sogleich, daß er nicht nach Svartsjö fahren und dort spielen wolle, weil in diesem Kirchspiel ein Spielmann wohne, der tüchtiger sei als alle anderen in ganz Bärmland. So lange sie Den hätten, brauchten sie keinen Anderen zu rufen.

Als Niels Oloffson diesen Bescheid erhielt, ließ er sich wieder ein paar Tage Bedenkzeit. Dann schickte er einen Boten zu einem Spielmann, der im Storaflötkirchspiel wohnte und Olle aus Säby hieß, und fragte, ob er kommen und zur Hochzeit seiner Tochter aufspielen wolle. Aber Olle aus Säby antwortete das Selbe wie Spiel-Martin. Er bat, Niels Oloffson zu sagen, so lange es in Svartsjö einen so vortreflichen Spielmann gebe wie Jan Dester, werde er dort nicht spielen.

Niels Oloffson paßte es nun gar nicht, daß ihm die Spielleute Den aufzwingen wollten, den er nicht haben mochte. Er fand, gerade jetzt sei es eine Ehrensache für ihn, einen anderen Spielmann zu bekommen. Ein paar Tage, nachdem er die Antwort von Olle aus Säby erhalten hatte, sandte er seinen Knecht zu dem Spielmann Lars Larson, der auf der Peterswiese im Kirchspiel Allercub wohnte. Das war ein wohlbestallter Mann, der einen schönen Hof sein Eigen nannte. Er war klug und bedächtig, kein Brausekopf wie die anderen Spielleute. Aber ihm, wie den anderen, kam gleich Jan Dester in den Sinn und er fragte, warum denn Der nicht auf der Hochzeit spielen solle. Niels Oloffsons Knecht hielt für das Klügste, zu erwidern, daß Jan Dester in Svartsjö daheim sei, man ihn also dort alle Tage hören könne. Wenn Niels Oloffson eine so große Hochzeit austrichte, wolle er den Leuten etwas Besseres und Selteneres bieten.

„Ich bezweifle, daß er etwas Besseres bekommen kann“, sagte Lars Larson.

„Ach, Ihr wollt wohl das Selbe antworten wie Spiel-Martin und Olle aus Säby“, sagte der Knecht und erzählte, wie es ihm da ergangen war.

Lars Larson hörte die Erzählung des Knechtes aufmerksam an; dann saß er lange schweigend und grübelte. Endlich gab er doch seine Einwilligung. „Bestelle Deinem Herrn, daß ich für die Einladung danke und kommen werde“, sagte er zu dem Knecht.

Am nächsten Sonntag fuhr also Lars Larson nach der Kirche von Svartsjö. Er fuhr gerade über den Kirchenhügel, als die Hochzeitschaar sich aufzustellen begann, um nach der Kirche zu ziehen. Er kam in seinem eigenen Wagen mit einem guten Pferde gefahren, war in einen schwarzen Tuchanzug gekleidet und nahm die Violine aus einem polierten Futteral. Niels Oloffson begrüßte ihn freundlich und dachte bei sich, Das sei doch ein Spielmann, mit dem er Ehre einlegen werde.

Unmittelbar nach Lars Larson kam auch Jan Dester, mit der Weige

unterm Arm, zur Kirche hinausgeschritten. Er ging geraden Weges auf die Schaar zu, die die Braut umstand, ganz, als sei er gerufen, um bei der Hochzeit aufzuspielen.

Jan Dester kam in der alten grauen Friesjacke, die man schon seit vielen Jahren an ihm kannte; weils aber eine so große Hochzeit war, hatte sein Weib versucht, die Ärmel an den Ellbogen auszubessern, und grüne Flecken darauf gesetzt. Jan Dester war ein großer, schöner Keul und hätte sich stattlich an der Spitze des Brautzuges ausgenommen, wenn er nicht so schlecht gekleidet und sein Gesicht nicht von Sorgen und hartem Kampf mit dem Unglück so gefurcht gewesen wäre.

Als Vars Varson Jan Dester kommen sah, schien er ein Wenig mißmuthig. „Ja so, Ihr habt Jan Dester auch herbestellt“, sagte er halb laut zu Nils Olfson. „Na, es kann ja nicht schaden, wenn wir zwei Spielleute sind. Bei einer so großen Hochzeit!“

„Ich habe ihn nicht hergerufen!“ betruerte Nils Olfson. „Ich begreife nicht, warum er gekommen ist. Warte nur: ich will ihn gleich wissen lassen, daß er hier nichts zu suchen hat.“

„Dann hat ihn irgend ein Störenfried herbestellt“, sagte Vars Varson. „Aber wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, dann thut nichts Dergleichen, sondern gehet hin und heißt ihn willkommen. Ich hörte oft, er sei ein jähzorniger Bursche, und Niemand kann wissen, ob er nicht Zank und Händel anstiften würde, wenn Ihr ihm sagtet, daß er nicht gebeten ist.“

Das sah auch der Großbauer ein. Jetzt, da der Hochzeitzug sich gerade auf dem Kirchenhügel ordnete, durfte es keinen Zank geben. Nils ging deshalb auf Jan Dester zu und ließ ihn willkommen. Darauf stellten sich die beiden Spielleute an die Spitze des Zuges. Das Brautpaar ging unter dem Baldachin, die Ehrenjungfrauen und Führer der Braut folgten, Paar hinter Paar, dann kamen die Eltern und die Verwandten. Ein langer, ansehnlicher Zug. Als Alles bereit war, ging ein Brautführer zu den Musikanten und bat sie, den Brautmarsch anzustimmen. Beide Spielleute setzten die Weigen ans Rinn, aber weiter kamen sie nicht: so blieben sie stehen. Es war nämlich ein alter Brauch in Soartsjö, daß der vornehmste der Spielleute den Brautmarsch anklimmte.

Der Brautführer sah Vars Varson an, als erwarte er, daß Der anfange. Doch Vars Varson sah Jan Dester an und sagte: „Jan Dester muß anfangen.“ Jan Dester konnte aber nicht begreifen, daß der Andere, der so fein gekleidet war wie nur irgend ein vornehmer Herr, nicht mehr sein solle als er, der in seinem zerrissenen Frieskittel aus der elenden Hütte kam, aus Armut und Noth.

„Nein! Um Gottes Willen!“ sagte er nur. „Nein! Um Gottes Willen!“

Er sah, wie der Bräutigam den Arm ausstreckte, Vars Varson anstieß und rief: „Vars Varson soll anfangen!“

Als Jan Dester den Bräutigam Das sagen hörte, nahm er sogleich die Weige vom Rinn und trat einen Schritt zurück. Vars Varson rührte sich aber nicht vom Fleck, sondern blieb ruhig und selbstzufrieden auf seinem Platz stehen. Aber auch er hob den Bogen nicht.

„Jan Dester soll anfangen,“ wiederholte er. Er sagte die Worte eigenfönnig und beharrlich wie Einer, der gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen.

Im Hochzeitzug entstand Unruhe über die Verzögerung. Der Brautvater kam heran und bot Lars Larson, anzufangen. Der Küster war ja in die Kirchenthür getreten und winkte ihnen, sich zu sputen. Der Geistliche stand schon am Altar und wartete.

„Dann mußt Du Jan Oester hüten, daß er zu spielen anfängt“, sagte Lars Larson. „Wir Spielleute halten ihn nun einmal für den tüchtigsten unter uns.“

„Das maq wohl sein“, sagte der Bauer, „aber wir Bauern halten wieder Dich, Lars Larson, für den wackersten.“

Auch die anderen Bauern versammelten sich um sie. „Fangt nun an!“ sagten sie; „der Pfarrer wartet schon. Die Gemeinde laßt uns ja aus.“

Lars Larson stand eben so hartnäckig und unerschütterlich da wie zuvor. „Ich verstehe nicht, warum die Leute dieses Kirchspieles durchaus nicht wollen, daß ihr eigener Spielmann über alle anderen gestellt wird“, sagte er.

Nils Olofson raste vor Wuth darüber, daß Alle sich verschworen hatten, ihm Jan Oester aufzuzwingen. Er trat dicht an Lars Larson heran und flüsterte: „Jetzt merke ich, daß Du es bist, der Jan Oester hergerufen hat, und daß Du das Ganze angezettelt hast, um ihn zu ehren. Aber nun spute Dich und fange zu spielen an, sonst jage ich den Lumpenkerl mit Schimpf und Schande vom Kirchenthügel fort.“

Lars Larson sah ihm gerade ins Gesicht und nickte ihm zu, ohne den geringsten Groll zu zeigen. „Ja, Ihr habt Recht“, antwortete er. „Das muß ein Ende nehmen.“ Er winkte Jan Oester, an seinen früheren Platz zurückzukehren. Hiernauf ging er selbst ein paar Schritte vor und drehte sich um, so daß Alle ihn sehen konnten. Dann schleuderte er den Bogen weit von sich, zog sein Messer aus der Tasche und schnitt alle vier Weigensaiten durch; sie sprangen mit scharfem Klang. „Man soll nicht von mir sagen, daß ich mich mehr dünke als Jan Oester“, rief er.

Nun ging Jan Oester seit drei Jahren einher und grübelte über eine Weise, von der er fühlte, daß sie ihn leben, die er aber nicht über die Saiten brachte, weil er daheim immer von grauen Sorgen gebunden war und nie Etwas hatte, das ihn über die tägliche Plage hinauthoben konnte. Doch als er nun Lars Larsons Saiten springen hörte, warf er den Kopf zurück und sog die Luft in tiefen Zügen ein. Seine Gesichtszüge waren gespannt, als lauschte er Tönen, die aus weiter, weiter Ferne zu ihm klangen. Dann begann er, zu spielen. Die Weise, über die er drei Jahre gegrübelt hatte, stand nun auf einmal klar vor ihm; und während sie ertönte, ging er mit stolzen Schritten zur Kirche hinab. Nie vorher hatte die Hochzeitshaar solche Weise vernommen. Sie zog so unwiderstehlich mit sich fort, daß Niemand an Stillstand dachte.

Und Alle waren so froh über Jan Oester und Lars Larson, daß man im ganzen Hochzeitzug feuchte Augen sah, als er in die Kirche kam.

Balun.

Selma Lagerlöf.



Aphorismen *).

Wenn man einen harten Klop spaltet, prallt der erste Hieb zurück, wie von Stahl und man glaubt, alles Hauen sei vergeblich und man werde nie mit der Arbeit fertig werden. Schlimm, wenn diese Besorgniß sich regt. Haut man aber weiter, so tönen die Schläge bald dumpf. Das heißt: die Hiebe sipen. Nun noch einige Schläge und der Klop spaltet sich. Eben so ergehts der Welt mit dem wahren Christenthum. Wenn ich an die Zeit denke, wo die Schläge zurückprallten: damals glaubte auch ich, Alles sei umsonst.



Es heißt: eine Schwalbe macht keinen Sommer. Soll aber deshalb, weil eine Schwalbe keinen Sommer macht, die Schwalbe, die den Sommer schon spürt, nicht fliegen, sondern noch warten? Dann müßten auch alle Knospen und Gräser warten und es würde überhaupt nicht Sommer.



Ich sah einem wunderschönen Sonnenuntergang zu. In den aufeinandergehürmten Wolken hatte sich ein Spalt aufgethan und da, wie eine unregelmäßig gefornite rothe Kohle: die Sonne. Es war dicht am Walde. Roggenfelder. Heitere Stimmung. Und ich dachte: Nein, diese Welt ist kein Scherz, ist kein Jammerthal und keine Station des Ueberganges in eine bessere, ewige Welt; sie ist vielmehr eine der ewigen Welten, schön und heiter, eine, die wir nicht nur schöner und heiterer machen können, sondern machen müssen; für Alle, die mit uns leben, für Alle, die nach uns in ihr leben werden.



Es giebt zwei Arten, die äußere Welt zu erkennen. Die eine ist die größte Art der Erkenntniß: durch die fünf Sinne. Auf dem Wege dieser Erkenntniß würde die Welt, die wir kennen, in uns nicht entstehen; es wäre ein Chaos, das uns verschiedene Empfindungen übermittelte. Die andere Art lehrt durch Eigenliebe zunächst sich selbst und dann durch die Liebe zu anderen Wesen diese Wesen erkennen, lehrt sich in Gedanken in einen anderen Menschen, ein Thier, eine Pflanze, selbst einen Stein hineinversetzen. Auf diese Weise erkennt man von innen, gestaltet die ganze Welt, wie wir sie kennen. Diese Art ist, was man dichterisches Talent nennt. Das aber ist Liebe. Es ist gleichsam die Wiederherstellung der gestörten Einheit aller Wesen. Man geht aus sich heraus

*) „Gedanken weiser Männer“ heißt ein Buch, das in diesen Tagen bei Albert Langen in München erscheinen wird. Herr Dr. Feß hat in diesem Bande Aphorismen des alten Tolstoi gesammelt, der die Erlaubniß zur Uebersetzung gab. Aus dieser Sammlung werden hier ein paar Proben gegeben und einzelne Aphorismen Tolstois hinzugefügt, die Herr Dr. Feß in russischen Zeitschriften fand.

und geht in einen Anderen hinein. Man kann in Alles hineingehen. In Alles. Das heißt: sich mit Gott vereinigen, mit Allem.

* * *

Jedes gute Werk ist schwer und kostet Anstrengung; hat man die Anstrengung aber mehrmals wiederholt, so wird das Werk zur Gewohnheit.

* * *

Das Leben des Einzelnen, das Leben der ganzen Menschheit ist ein ewiger Kampf des Fleisches gegen den Geist. Wohl siegt immer der Geist; aber nie ist's ein endgiltiger Sieg; nie endet der Kampf; er ist das Wesen unseres Lebens.

* * *

In jedem Befehl praktischer Sittlichkeit liegt die Möglichkeit, daß seinem Gebot andere, dem selben Grundgedanken entspringende Gebote widersprechen. Enthaltbarkeit: soll man etwa nicht essen und unfähig werden, den Menschen zu dienen? Keine Thiere töten: soll man sich von ihnen aufressen lassen? Keinen Wein trinken: soll man den Wein auch nicht als Arznei benutzen? Bösen nicht mit Gewalt widerstreben: soll man sich und Andere von ihnen töten lassen? Wer solche Widersprüche sucht und betont, zeigt damit nur, daß er dem Moralgefehl nicht gehorchen will. Soll man wegen eines Menschen, der den Wein als Arznei braucht, nicht gegen die Trunksucht kämpfen?

* * *

Wirklich ist nur, was unsichtbar, unfühlbare, geistig, in und durch uns erkennbar ist. Alles Sichtbare, Fühlbare ist nur scheinbar: ist Geschöpf unserer Sinne.

* * *

Der Mensch ist ein Bruch. Der Zähler bedeutet den Werth vor Anderen, der Nenner die Meinung von sich selbst. Kein Mensch vermag seinen Zähler zu vergrößern; jeder Mensch aber kann seinen Nenner verringern. Und je kleiner er von sich selbst denkt, um so mehr nähert er sich dem Ideal der Vollkommenheit.

* * *

An Kinderleichen hört man oft sagen: Die Natur versucht, die besten Wesen hervorzubringen; wenn sie aber sieht, daß die Welt für diese Wesen noch nicht fertig ist, nimmt sie sie wieder zu sich. Versuche machen muß die Natur, um vorwärts zu kommen. Schwälbchen, die zu früh geflogen kommen, erfrieren; fliegen müssen sie aber. Das ist die gewöhnliche, schlechte Ansicht. Die verständige Ansicht ist, daß ein gestorbene Kind Gottes Werk besser gethan haben kann als Viele, die ein halbes Jahrhundert und länger lebten; denn es hat durch Vermehrung der Liebe an Gottes Reich mitgeschaffen.

Jasnaja Poljana.

Dem Tsoltoi.



Gwinner triumphans.

Ferdinand Vassalle kann, als er den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein schuf und zum ersten Mal der Arbeiterklasse, der die Zukunft gehören sollte, eine große Organisation gab, nicht höheren Stolz im Busen geföhlt haben als die Herren der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereines, da sie, vier Jahrzehnte später, ihre Interessengemeinschaft der lauschenden Welt verkündeten. Wäre es nur auf die Meinung angekommen, die sie selbst über das Wesen ihrer Faktion in alle Winde posaunen ließen, so hätte es an Gläubigen nicht gefehlt. Denn von diesen Herren, den Epigonen starker Finanzherrscher, galt, was Antipatros von dem Rhetor Demades, dem redseligen Nachfolger Alexanders des Großen in der Gunst der Athener, gesagt hat: Zunge und Wagen haben sie von den größten Riesen ererbt; sonst freilich nicht allzu viel. Im Lauf der Zeit hätte dann der Glaube an die Größe der neuen Interessengemeinschaft vielleicht feste Wurzel gefaßt; die Ueberlieferung von Mund zu Mund, die Mode, der Brauch vermag ja viel. Aber dominus non dixit, ego sum consuetudo, sed veritas. Und viel rascher, als selbst die Einsichtigen denken mochten, denen von vorn herein die ganze Faktion ein schönes Schauspiel war, aber, ach, ein Schauspiel nur, ist diese veritas durchgedrungen. Nicht im Wein war diesmal die Wahrheit. Nüchternen ward sie aus trockenen Ziffernreihen offnbar. Schlag die Dresdenerin, die, um den Lort von Leipzig zu rächen, die Faktion erstrebt hatte, mit hohlen Formeln auf die Deutsche Bank los, so hat ihr jetzt die Deutsche mit ihrer Bilanz einen Schlag versetzt, den Herr Eugen Gutmann auch im tröstenden Bunde mit den Schaaffhausenschen nicht schnell verschmerzen wird.

Die Dresdener Bank und Schaaffhausen hatten mit der That sache gepoigt, daß ihr Aktienkapital mit zusammen 230 Millionen Mark das der Deutschen Bank um 70 Millionen übersteige. Das klang großartig. Dann aber kam die Bilanz; und siehe: die Neuverwählten melden zusammen Reserven von nur wenig über 55 Millionen Mark an, während die Deutsche Bank Reserven von 59 Millionen hat. Das junge Paar hatte in den Fütterwochen wohl keine Zeit, seine Reserven zu mehren; es mußte ja seine Macht und Herrlichkeit bewundern und dafür sorgen, daß sie von Anderen bewundert werde. Die Deutsche Bank nahm die an ihre, nur an ihre Adresse gerichtete Herausforderung Gutmanns wortlos hin, steigerte aber ihre Reserven in der Stille um 3/4 Millionen. Notabene: ihre offenen; denn neben diesen offenen Reserven, die schon drei Achtel des Aktienkapitals ausmachen, verfügt die Deutsche Bank noch über 58, sage und schreibe achtundfünfzig Millionen stiller Reserven, die sich aus dem Unterschied zwischen Buchungswert und wirklichem Wert ihrer dauernden Beteiligungen ergeben. Auch die Dresdenerin war einmal zwar in Arkadien, sah einmal den Himmel offen. Dieses Glück bescherte ihr die Albu-Gesellschaft (General Mining and Finance Corporation), an deren Shares sie grenzenlose Freude zu erleben hoffte. Kaum denkt man noch daran — und Herr Konsul Gutmann wird nicht gerade entzückt sein, wenn die Erinnerung aufgetrischt wird —, daß am Ende des Jahres 1902 die Auflösung des Syndikates für die General Mining Shares als ein Epoche machendes Ereigniß dargestellt wurde, das geeignet sei, die Rentabilität der Dresdener Bank auf eine ganz neue, ungeahnt breite Basis zu stellen. Damals

hieß es in einer Notiz (deren Vaterschaft die Dresdener Bank kaum ableugnen wird, obwohl für solche Notizen stets der Grundsatz gilt: *La recherche de la paternité est interdite*): „Einige Blätter haben dieser Tage die knappe Mittheilung gebracht, daß das Syndikat für diese von der Dresdener Bank vor mehreren Jahren ins Leben gerufene Gesellschaft sich mit einem Ruhen von zwei Pfund, also vierzig Mark, pro Stück aufgelöst hat. Diese Mittheilung ist fast ganz unbeachtet geblieben und doch hätte sie besondere Aufmerksamkeit verdient, da es sich dabei um eins der gewinnbringendsten (welch schöner Superlativ!) Geschäfte handelt, die im Finanzwesen jemals verzeichnet worden sind. Das Kapital der Gesellschaft setzt sich nämlich aus 1 Million Stück Shares à 1 Pfund Sterling zusammen, der erzielte Gewinn von 2 Pfund pro Share repräsentirt also 200 Prozent oder 2 Millionen Pfund, gleich über 40 Millionen Mark. Der bedeutende Gewinn, den die Dresdener Bank als Gründerin der Gesellschaft und Führerin des Syndikates bei dem Geschäft erzielt hat, wird zur diesjährigen Dividende nicht herangezogen worden, so daß die Dividendentaxe für das Institut von 6 Prozent unverändert bleibt. Der Gewinn bildet aber eine respectable Reserve für das nächste Jahr (1903). Dieses glänzende Geschäft bietet einen neuen Beweis dafür, daß es nicht angebracht ist, die Gewinnchancen der großen Institute nur nach den Tagesströmungen zu beurtheilen. Es zeigt, daß es unseren Banken, deren Interessen so vielgestaltig und so verzweigt sind, auch in sonst allgemein für ungünstig geltenden Zeiten . . .“ Und so weiter. Da war also Stoff für eine Preisung künftiger Bilanzen und Dividenden in einem Umfang, „wie er im Finanzwesen noch niemals verzeichnet worden ist“. Und wenn dem Aktionär bei der Lecture dieser Offenbarung das Wasser im Mund zusammenlief, so konnte die bloße Thatsache, daß der Schatz erst nach zwölf Monaten vertheilt werden sollte, für ihn kein Grund sein, sich enttäuscht wieder abzuwenden. Mochte auch für den Augenblick die Maison Zurückhaltung auflegen: der Werth blieb unvermindert und würde spätestens in einem Jahr ans Tageslicht gefördert werden. Ich muß gestehen, daß ich während des ganzen Jahres 1903, im Hinblick auf dieses „gewinnbringendste“ Geschäft des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, mit äußerster Spannung die neue Bilanz der Dresdener Bank erwartet habe. Je mehr die Sache mit den General Mining Shares in Vergessenheit gerieth, um so mehr freute ich mich. Selbst wollte ich nicht daran erinnern; wenn die Freudenbotschaft kommt, werden, dachte ich, die allzu vergesslichen Leute schöne Augen machen. Ohne mich übertreibenden Erwartungen hinzugeben, hatte ich kalkulirt, mindestens 25 von den 40 Millionen Profit müßten auf die Dresdener Bank entfallen; dann würde sie vierzig nobel sein und 5 Millionen zu Abschreibungen und Reserven verwenden, den Rest aber, 20 Millionen, sicherlich unter die Aktionäre vertheilen. Rechnete man dazu noch die übrigen Gewinne der Dresdener Bank, so war eine Dividende von 20 Prozent zu erwarten. Und diese Ziffer hätte Sensation gemacht. Eines Februarvormorgens aber erfuhr ich aus meiner Zeitung, die Dresdenerin, mein Stolz und meine Hoffnung, gebe nur 7 Prozent, nur um ein einziges Hundertstel mehr als im vorigen Jahr. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Hatte ich denn irgend ein wichtiges Ereigniß verschlafen? Hat die Bank etwa eine Extradividende vertheilt, während ich im Traumland war, den irdischen Sorgen entrückt? Um ganz sicher zu gehen, veranstaltete ich, wie

rathlose Minister in solchem Fall thun, eine Enquete. Nein: kein Bonus, keine Extradividende; ich habe auch nicht das Geringste veräußert. Und als ich mit der Jammersmiene des Bergweiselnden frage, wo denn der größte Gewinn, der im Finanzwesen je zu verzeichnen war, geblieben sei, antwortet man mir mit wehmüthigem Nicken, der Effekten- und Konfortialgewinn sei diesmal um eine volle Million geringer und außerdem solle ich bedenken, daß $1\frac{1}{2}$ Millionen auf Konfortialkonto abgeschrieben worden seien. Statt meines Zwanzigmillionengewinnes aus einem einzigen Posten also aus Effekten- und Konfortialbetheiligungen ein Gesamtertrag von nur 3,6 Millionen Mark, noch um eine Million weniger als in der vorigen Bilanz. Vergebens durchspähe ich den Geschäftsbericht der Bank nach einer Lösung des Räthfels. Da finde ich vielmehr verzeichnet, daß die Dresdener Bank im Jahr 1903 auch noch „zu guten Preisen“ die früher stark heruntergeschriebenen Aktien der Rheinischen Stahlwerke, die Beteiligungen an den Norddeutschen Spritwerken, den größeren Theil der Bodenzugellschaft Kurfürstendamms und die Aktien der Mexikanischen Elektrizitätswerke abgestoßen hat. Trotz Alledem ist der Riesengewinn aus der Auslösung des Mining-Syndikates, dessen öffentliche Restituirung die Bank im Dezember 1902 unwidersprochen ließ, spurlos verschwunden und der Totalgewinn aus Effekten- und Konfortialgeschäften sogar noch niedriger als beim letzten Abschluß. Doch halt: Da steht ja Etwas über die Albu-Gesellschaft: „Die uns nahestehende General Mining and Finance Corporation hat, um die nach Wiederkehr normaler Verhältnisse sich bietende Gelegenheit zu erweiterter Bethätigung in jenem Gebiet ausreichend benutzen zu können, eine Erhöhung ihres Kapitals durch Begebung von 250 000 Pfund Reserve-Aktien an ein unter unserer Führung stehendes Konsortium vorgenommen. Wir haben durch diese neue Operation unser Interesse an diesem aussichtreichen Unternehmen in erheblichem Maße erweitert“. Auf Deutsch: Die mächtige Albu-Gesellschaft, für die nicht einmal das banale Wort „Company“ gut genug ist, sondern die sich die hochtrabende Bezeichnung einer „Corporation“ beilegen mußte, braucht trotz ihrer Riesenstärke wieder einmal ein paar Millionen Mark. Hier ruht der letzte Ueberrest meines Glaubens an Bankverheißungen. Requiescat in pace.

Auch an Effekten- und Konfortialbetheiligungen hat die Deutsche Bank fast 2 Millionen mehr verdient als Dresdener und Schaaffhausen zusammen. Den richtigen Werthmesser für die Macht einer Großbank liefern aber nicht Kapitalien noch Reserven, nicht Effekten noch Konfortialgewinne, sondern Depositen und Kreditoren. Denn die Summe der Kapitalien, die das Publikum einer Bank in Form von Einlagen und in laufender Rechnung überläßt, belehrt uns über den Umfang des Vertrauens, das dem Institut entgegengebracht wird. Was ergiebt sich da nun? Ultimo Dezember 1903 hatte die Deutsche Bank über 552 Millionen, die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein zusammen kaum 134 Millionen auf Kreditorenkonto. Die Depositen betragen bei der Deutschen Bank an diesem Tage über 236 Millionen, bei Dresdener und Schaaffhausen zusammen nur etwa 154 Millionen. Depositen und Kreditoren also 788 Millionen bei der Deutschen, 468 Millionen bei den durch Interessengemeinschaft Verbündeten, vor denen die Börse an Tage der Bündnißverklärung mit dem Ruf niederfant: „Die Deutsche Bank ist ot!“ Demades ist eben leichter nachzuahmen als der große Alexander. Wie die D. sdenener Bank mit ihrer stillen,

allzu stillen Reserve aus dem mythischen Gewinn des Albu-Syndikates, so machte der Schaaffhausensche Bankverein im vorigen Jahre mit seiner stillen Reserve aus dem von den Aktien der Internationalen Bohrergesellschaft Erfolgs zu erwartenden Gewinn Staat. Weniger Offenheit über die stillen, weniger Stille über die offenen Reserven wäre besser gewesen.

Recht der Vergleich, der hier gezogen wurde, von Neuem, daß auch im Reich der Finanz Klappern zwar zum Handwerk gehört, aber noch nicht den Meister macht, so verdient der Abschluß der Deutschen Bank auch an sich Beachtung. Ich glaube, daß in ganz Europa kein privates Finanzinstitut seiner Kundenschaft einen solchen Abschluß vorlegen könnte. Diese Bilanz verjährt mit mancher „Zerrung“, die man der Verwaltung der Bank nachsagen kann. Und dem Abschluß entspricht auch der Geschäftsbericht, der bei all seiner Knappheit in wohlthuendem Gegensatz zu den übrigen, bisher publizierten Berichten doch auch nationalökonomischen Erwägungen Raum giebt und — in vielleicht allzu pietätvoller Anlehnung an die Ausdrucksweise Georgs von Siemens — das Publikum daran erinnert, daß eine führende Bank im Volkleben wichtige Funktionen hat und sich nicht mit den fetten Ziffern ihrer Subskriptionen und Dividenden begnügen darf.

Ein interessanter Stoff hat dem Beobachter in der vorigen Woche auch sonst nicht gefehlt. Selbst ganz kleine Symptome, wie die witzburger und darmstädter Insolvenzen und die Noth eines uralten berliner Bankhäuschens, zeigten, in welche Neurosthenie unsere Finanzwirthschaft verfallen ist. An die Lebensleistung der beiden Meyer und Konforten wurde man unsanft durch die Meldung erinnert, der Maffertverein gebe diesmal nur 2 Prozent, der Börsenhandelsverein gar keine Dividende. Der Stahlwerkverband ist fertig. Krupp hat sich, wie hier vorausgezeigt war, dem Wind, der von oben kam, gefügt. Der „Böhniß“ ist noch draußen geblieben, weil er die von ihm geforderte Beteiligungsquote nicht durchsetzen konnte. Nun ist die laarer Gesellschaft zwar eins der größten deutschen Eisenwerke; allein aber kann es, wenn der Verband eine halbwegs kluge Politik treibt, gegen die organisierte Syndikatsmacht auf die Dauer nichts ausrichten. Nach menschlichem Ermessen werden wir, ehe der Herbst kommt, um 10, vielleicht um 20 Prozent erhöhte Stahlpreise haben. In normalen Zeiten hätte die Verbandsgründung der Börse das Signal zu einem Freudenfeuer gegeben. Jetzt fehlt der Athem; wird mal ein Flämmchen angefaßt, so sinkt es schnell wieder in Asche. Siehe Gelsenkirchen. Da wurde von nahen Fusionen und Transaktionen geplärrt, und trotzdem all das Gerede nicht sehr glaubwürdig klang, waren in drei Tagen die Aktien um 18 Prozent hinaufgestiegen; 5 davon bedeckten aber am nächsten Mittag wieder ab. Trotz Thopffens Nimbus. Jetzt wirken, nach langer Zeit zum ersten Mal wieder, nur politische Meldungen auf die Börse. In Paris wird über den besseren Schutz Tongkings beraten; und in Berlin werden die Spekulanten nervös. Der russische Marineminister ruft die Urlauber zurück; und durch den Burgstraßenjaal schreitet das Gespenst des Weltkrieges. Diese Geistesverfassung kann uns, wenn in Ostasien erst ernsthaft losgeht, noch schlimme Ueberraschungen bescheren. Trost im Leid brachte nur der ruhige Gang der Ultimoregulierung und die Bilanz der Deutschen Bank. Selbst die Kontur-enz gab zu, daß dieses Document — wenn mein Gefühl nicht irrt, stammt es aus der Feder des Direktors Steinthal — als eine Musterleistung jedes Lob verdient. Und Herr Arthur G. immer, der repräsentative man, war der Triumphator der Woche. Dis.

Prinz Prosper.

Seit vier Jahren wird Prinz Prosper von Arenberg in der Presse das schlimmste Schesal geschimpft, das jemals auf deutscher Erde gehaust hat. Seit vier Jahren hören wir von bourgeoisen und proletarischen Demokraten Wehrufe, weil dieser Prinz nicht hart genug bestraft worden sei. Zuerst zweimal begnadigt; statt der Todesstrafe nur fünfzehn Jahre Gefängniß. Im Kerker viel zu gut behandelt; offiziell gemährte Vergünstigungen, die heimlich von bestochenen Wärtern erweitert wurden. Viel zu leichte Arbeit; einen Mörder stellt man sonst nicht vor die Handdruckpresse. Netze Justiz. Nur, weil's ein Prinz ist. Schmach des Jahrhunderts. Jetzt haben wir erfahren, daß der Prinz unschuldig verurtheilt worden ist; daß er schon vor vier Jahren freigesprochen werden mußte. Nach § 51 StGB: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war“. Ein eben so schlecht stilisierter wie thörichter Paragraph, der täglich Unheil stiftet. Freie Willensbestimmung: eine schöne Ruine aus der Zeit anthropocentrischen Wahns. Öffentlich finden die Reformatoren des deutschen Strafgesetzbuches Ruhe, wenigstens mal Schopenhauers Schrift über die Willensfreiheit durchjubeln. Einerlei. Mehr oder minder angesehene Sachverständige, unter denen ein Unansehbarer, Belman, war, haben im Wiederaufnahmeverfahren vor dem Kriegsgericht der 1. Garde-Division einstimmig bekundet, Prinz Arenberg sei, als er in Afrika einen Schwarzen martern und morden ließ, nach Wortlaut und Sinn des Strafgesetzes unzurechnungsfähig gewesen. Wenn das Todesurtheil nun, wie public opinion ersehnte, vollstreckt worden wäre? Dann müßten die Redseligen jetzt über einen Justizmord zetern. Der Prinz ist nicht zu gut, sondern zu schlecht behandelt worden und hat das Recht, sich bitter über die deutsche Rechtspflege zu beklagen. Er wäre vielleicht schon geheilt, wahrscheinlich von den ärgsten Symptomen befreit, wenn man ihn als Kranken, nicht als Verbrecher behandelt hätte. Daß Prosper in den Bereich der psychopathischen Persönlichkeiten gehöre, lehrten den Laien selbst schon die ersten Berichte. Ein Offizier, ein Prinz, der einem aus drei Wunden blutenden Menschen den Todestoß ins Hirn bohrt, in der Substanz gemächlich wie in Erbsenbrei herumrührt und sich ohne Scham zu dieser viehischen Rohheit bekennt: ist ein solches Weichöpf wirklich noch zu strafen, zu schimpfen? Ich bin überzeugt, daß er nur verurtheilt wurde, weil er ein Prinz war; die Richter fürchteten den Verdacht, sie hätten das Recht zu Gunsten einer Durchlaucht gebeugt. War immer davon überzeugt und habe deshalb nie mitgeschimpft. Erste thatsächliche Feststellung: Unser Rechtszustand ist so herrlich, entspricht so ganz dem Bedürfniß, daß sogar ein Mensch, der viel Geld und die mächtigste Protection hat, vier Jahre braucht, um sein armseliges Freirecht durchzusetzen. Die neue Verhandlung war übrigens auch für den Politiker lehrreich. Von zärtlichen Verwandten sorgsam inszenirt. Was irgend als Zeichen psychischen Defektes zu verwerthen schien, war zusam nengestübert und vor die Sranken geschleppt worden. Der Prinz, der sonst ganz unangänglich sein soll, gab sich vor Gericht als vor demontia praecox Befessenen; wußte von nichts, erinnerte sich an nichts, starrete blicklos ins Vere. Wenn er auch früher so war, mußte man ihn längst aus dem Gefängniß ins Irrenhaus schicken. Anmuthige Büge wurden aus seiner Kindheit ans

Nicht gebracht. Als achtjähriger Knabe fing er Fische, stach ihnen die Augen aus, schlichte ihnen den Rauch auf und warf sie dann weg. Später schmitt er Kugeln die Pfoten ab. Einem Seidenspiß, gegen den er einen bödsartigen Adler gehegt hatte, biß er während der Balgerei das Schwänzchen ab. Seine Lehrer prügelte er. Seit dem vierzjhnten Lebensjahr hinter jedem Unterrud her. Alles wurde gebuldet. Niemand wehrte dem Jungen. Niemand holte den Pflöcker ins Haus. Der Sohn eines Herzogs: da nimmt mans nicht so genau. Am Ende vermaßt sichs. Mit zwanzig Jahren wurde Prosper Offizier. Ein Riese, ein Prinz: also Krassier. Secondlieutenant beiden Vierter in Münster. Völlig un-erzogen und nun Erzieher der Mannschaft. Alkohol, Weiber; danach in Fortsetzung der Knabenvergünstungen. Eines Tages gräbt der Herr Lieutenant einen Tachs aus, läßt ihn zwei Tage lang an den Hinterrüßen hängen und heßt dann die Hunde auf ihn. Die selben Hunde, für deren Amusement er so eifrig sorgt, mißhandelt er, daß sie heulen und bluten. Gegen den „Kommisferl“ ist er heute fast kameradschaftlich und morgen brutal. Aus seiner Konduite wissen wir nur, daß er einmal wegen Beledigung und einmal wegen Mißhandlung eines Untergebenen bestraft worden ist. Schließlich ging beim Regiment wohl nicht mehr. Unterhalb Jahre nach der Patentabkürzung schied er von Münster. Der Kommandeur mag ansgarshmet haben; kein Spaß, einen Prinzen dieses Kalibers in die Front stellen, auf den Exzerzirplatz schicken zu müssen, noch dazu einen, dem Franz von Assisi Ludwig Maria Prinz von Arenberg, der Hinterfrontmarschall des Centrum, in Nothfällen gewiß die Stange hielt. Die Vierter Westfälischen waren ihr Schmerzenskind los. Was macht ein Hochadliger, der bei der Kaaslerie unmöglich geworden ist und seine schätzbare Kraft doch dem Vaterlande erhalten möchte? Schuchtruppe. Prosper meldete sich nach Afrika und wurde sofort angenommen. Tüchtige Offiziere, die sich ernstlich für den Kolonialdienst vorbereitet haben, müssen Jahre lang warten, ehe die Reihe an sie kommt. Für Prosper war natürlich gleich ein Ploß frei. Zwar war er wegen Mißhandlung bestraft, hatte auch sonst allerlei auf dem Kerbholz und konnte mit seinem Titel drüber seinen Herrero aus dem Busch locken; aber er mußte doch standesgemäß untergebracht werden. Südwestafrika hat von all unsern Kolonien das beste Klima; also Südwestafrika. Zweite thatächliche Hinstellung: Die Weisheit und Gewissenhaftigkeit unserer Regierung ist so groß, daß sie einen unbrauchbaren Lieutenant, einen Säuser, Schürzenjäger und Leuteschinder, wenn ihm an hoher Protektion nicht fehlt, auf den schwierigsten Posten stellt. Mit solchen Prinzenprinzipien wird bei uns Kolonialpolitik getrieben. Nach solchen Leistungen wundert man sich, wenn in Südwestafrika das schwarze Volk aufsteht; ist man patriotisch empört und schwelgt in Humanitätshrasen, weil die Herreros nicht einsehen wollen, daß sie geschaffen sind, um sich in ihrer Heimath von blödsinnigen Lieutenants tujeniren zu lassen. An Bord des Schiffes, das ihn gen Afrika trägt, trinkt Prosper täglich eine Flasche Cognac (außerdem, versteht sich, Wein, Sekt und Bier), läßt in Speck und Dreck umher, legt sich zum Mittagschlaf lang aufs Promenadenbänk und kommt, als die See mal ein Biischen größer wird, im Hemd, den Schwimmgürt um die Lenden, winselnd aus seiner Kabine. Thut nichts: der Mann darf drüber im kleinen Revier trotzdem obioluter König sein. Er wirbts. Schuft, hurt, zittert vor jeder Gefahr und treibt allerlei Unfug. Einem vertrauensnen Feldprediger schneit er hatt an der Nase vorbei. Kamelen läßt er brennendes Holz unter den Schwanz stecken. Seine Hande bearbeitet er mit dem Sebel. Wenn ein Tachs geschlachtet wird, quillt Seine Durch-

laucht mit einem Stöckchen in der Wunde herum und wiehert in heller Luft an den Lobesjudungen des Thieres. Er sieht wie ein Schmutzfinf aus und übernimmt Arbeiten, die drüben als des weißen Mannes unwürdig gelten. Dabei je nach Laune mild oder rasend. Spitzname: Der verrückte Prinz. Morgens gutmüthig, mitleidig, der freundlichste Vorgesetzte; mittags die grausamsten Mißhandlungen. Und immer feig; immer von dem Wahn umfungen, verfolgt, an Leib und Leben bedroht zu sein. Wer weiß, wie lange ers noch getrieben hätte, wenn nicht zufällig auf seinen Befehl und mit seiner Beihilfe ein Mensch gemordet worden wäre? Zufällig; der kleine Nero konnte Weiße und Schwarze schinden, daß die Feggen flogen, und es bis zur Lötung doch nie kommen lassen. Vier Jahre stand er im Dienste des Vaterlandes: und seine Psychose wurde nicht erkannt. Vier Jahre saß er dann im Gefängniß: und wurde als ein geistig Normaler behandelt. Alkoholparanoia? Die auf Korsakows, des Entdeckers, Namen getaufte besondere Art der Psychose, deren wesentliches Symptom die Minderung der Merkfähigkeit ist? Wernickes akute Halluzinose der Trinker? Professor Kraepelin führt in seinem Lehrbuch der Psychiatrie Symptome des halluzinatorischen Trinkerwahnsinns an, die auf den Prinzen Arenberg passen könnten. Der Kranke glaubt: „Draußen lauern ihm Feinde auf; sie schießen zum Fenster herein; das Blutgerüst wird ausgerichtet. Ein harmloser Mitreisender im Eisenbahnzug führt Böses gegen ihn im Schilde; ein Mann, der sich am Nebentisch mit einem großen Messer die Cigarre abschneidet, ist höchst verdächtig; die harmlose Neuerung, das Fleisch reiche nicht, macht dem Kranken klar, daß man ihn abschlachten will.“ Möglic auch, daß Prosper in das Häuflein Derer gehört, denen Lombroso das Schandmal des doliquento nato aufgebrannt hat. Von ihnen sagt Kraepelin: „Der Verstand dieser Kranken ist innerhalb der Grenzen des praktischen Lebens leidlich entwickelt. . Sie sind Augenblicksmenschen, die nicht das Bedürfnis empfinden, über die Gegenwart und die allernächste Zukunft hinauszudenken. Auf sittlichem Gebiet zeigt sich oft schon von früher Jugend an der Mangel des Mitgefühles in grausamen Thierquälereien, boshaften Redereien und tückischen Mißhandlungen der Spielgefährten. . Das gehobene Selbstgefühl äußert sich in prahlerischer Eitelkeit, Großthurei, launenhaftem Eigensinn, rohen Gewaltthaten; die Gemüthsucht in Arbeitscheu, Ausschweifungen, unsinniger Verschwendung; daneben begegnet uns öfter eine gewisse weibliche Empfindsamkeit.“ Auf den Namen der Krankheitsform kommt nicht an; wer will, mag mit Prichard moral insanity nennen. Herr Bebel hat im Reichstag gesagt, in deutschen Gefängnissen sihe mancher arme Teufel, der ins Narrenhaus gehöre. Sicher; doch selten einer, dessen psychischer Defekt von vorn herein so sichtbar war wie der Prosopers. Und für die Meisten macht kaum einen Unterschied, ob der Käfig, in dem sie sitzen, Zuchthaus oder Irrenanstalt heißt. Der verrückte Prinz wird es besser haben; er ist in eine Privatanstalt gebracht und vom akademischen Senat für heilbar erklärt worden. Endlich hat die Prinzenwürde ihm wieder genügt. Vielleicht wird er bald als nicht gemeingefährlich entlassen. In der Hauptverhandlung benahm er sich wie ein Schlauckapf; ungefähr wie der Anekdotenjude, der im Irrenhaus über die Christenkost gejammert hatte und dann, als der Doktor den angeblich Frommen am Sabbath rauchend fand, beinahe stolz ausrief: „Ich bin doch nebbich verrückt!“ Ein interessanter Fall; aber für den Politiker nur ein neuer Beweis, daß unsere Einrichtungen auf keinem Gebiet öffentlichen Wirkens unserem Bedürfnis genügen.